



„Schwäbische Auswanderer vor ihrer Abfahrt am Strande“, ca. 1855,
Gemälde von August von Heckel (1824–1883)

Privatbesitz von
Dr. Horst Eckert, Berlin

AUS DEM INHALT:

Zwang zur Umsiedlung oder
freie Entscheidung?

Seite 13

Aus der Arbeit der Bessarabiendeutschen
Historischen Kommission

Seite 4

Ein Botschafter Bessarabiens

Seite 14

Grigorij Grigorjewitsch Marasli
– langjähriger Bürgermeister von Odessa

Seite 8

Gedicht „Ufer“ von Kristiane Kondrat

Seite 18

INHALT:

AUS DEM BESSARABIENDEUTSCHEN VEREIN E.V.

- Aus unseren Reihen (4): Claudia Schneider 3
 Aus der Arbeit der Bessarabiendeutschen
 Historischen Kommission 4

VEREINSLEBEN / VERANSTALTUNGEN

- Einladung zum Kaffeenachmittag,
 Kreisverband Heilbronn 4
 Mahler-Familientreffen..... 5
 Einladung Begegnungstag 5

KONTAKTE ZUR FRÜHEREN HEIMAT

- Lichtental – Auf den Spuren meiner Großeltern
 Martha und Friedrich Aldinger 6
 Grigorij Grigorjewitsch Marasli – langjähriger
 Bürgermeister von Odessa und Wohltäter der Stadt..... 8

BESSARABIEN HEUTE

- Ein Teufelsritt durch Odessa 11
 Neues aus Bessarabien..... 11

BILDER DES MONATS FEBRUAR 2018 12

LESERBRIEF

- Zwang zur Umsiedlung oder freie Entscheidung? 13

DOBRUDSCHADEUTSCHE

- Zur Geschichte der Dobrudscha aus alten Büchern..... 14

AUS GESCHICHTE UND KULTUR

- Ein Botschafter Bessarabiens 14
 Publikumspreis für das Gedicht „Ufer“
 von Kristiane Kondrat..... 18

ÜBER DEN TELLERRAND HINAUS

- Dr. Günter Krings wird Übergangsnachfolger
 von Hartmut Koschyk als Aussiedlerbeauftragter..... 19
 Die Suche nach den Wurzeln führt die Welt zusammen .. 19

AUS DEM MUSEUM

- Applikationen aus Kokons vom
 Seidenspinner auf Textilien..... 22

KIRCHLICHE NACHRICHTEN

- „Gnade. Womit habe ich das verdient.“ 22

FAMILIENANZEIGEN 23–24

IMPRESSUM..... 24

TERMINE 2018

03.03.2018	KV Backnang Schlachtfest, Gemeindehalle Großaspach
21.03.2018	KV Backnang Hauptversammlung, Gaststätte Traube Großaspach
06.04. – 08.04.2018	Seminar „Das Schicksal der Dobrudscha-deutschen“, Kloster Schöntal
07.04.2018	Begegnungstag der Klöstitzer Heimat-gemeinde, in Herzberg-Pöhlde am Südhaz
28.04.2018	Treffen in Lunestedt
29.04.2018	Kaffeenachmittag KV Heilbronn, 14 Uhr, Kleintierzüchterheim Brackenheim-Botenheim
06.05.2018	Tag der Begegnung, Güstrow
26.05.2018	Dobrudschatreffen in Freyburg/Unstrut
24.06.2018	Bundestreffen Forum Ludwigsburg Anfang Juli 2018 – KV Backnang Ausflug
09.09.2018	Treffen in der Mansfelder Region
13.10.2018	KV Backnang Kaffeetreffen, Gemeindehaus Großaspach
31.10.2018	Herbsttreffen in Todendorf
02.11. – 04.11.2018	Herbsttreffen in Bad Sachsa
26.11.2018	KV Backnang Besen Möhle, Besenwirtschaft Möhle Großaspach

Die Geschäftszeiten des Bessarabiendeutschen Vereins

Hauptgeschäftsstelle in Stuttgart:

Mo – Fr: 10.00 – 12.15 Uhr und 13.15 – 17.00 Uhr

Tel. 0711/440077-0, Fax 0711/440077-20

Öffnungszeiten des Heimatmuseums:

Montag bis Freitag, jeweils 10.00 – 17.00 Uhr,

an Wochenenden für Gruppen nach telefonischer Vereinbarung

Wir freuen uns über Einsendungen unserer Leser, Artikel ebenso wie Leserbriefe. Leserbriefe geben die Meinung der Leser wieder, nicht die der Redaktion. Kürzungen müssen wir uns vorbehalten. Ein Anspruch auf Veröffentlichung besteht nicht.

IHRE REDAKTION.

Die nächste Ausgabe des Mitteilungsblattes erscheint am 1. März 2018

Redaktionsschluss für die März-Ausgabe ist am 15. Februar 2018

Redaktion der Februar-Ausgabe: Brigitte Bornemann
 Redaktion der März-Ausgabe: Brigitte Bornemann

Im Auftrag des Bessarabiendeutschen Vereins e. V.

Aus unseren Reihen (4): Claudia Schneider

RENATE KERSTING

Ich nehme an, viele unserer Landsleute kennen Claudia Schneider – die freundliche und hilfsbereite Mitarbeiterin in unserer Geschäftsstelle in Stuttgart – durch Besuche im Heimathaus oder auch durch Anrufe beim Bessarabiendeutschen Verein. Heute möchte ich unsere Leser/innen mehr über Claudia Schneider wissen lassen und sie in der Reihe „jüngere, aktive Mitglieder des Vereins“ vorstellen.

Persönlicher Werdegang

Claudia Schneider wurde im Jahr 1959 in Stuttgart geboren. Ihre Mutter, Ilse Schneider geb. Jauch aus Eigenfeld, war nach der Flucht – wie viele Bessarabiendeutsche – mit ihrer Familie im Raum Stuttgart angekommen. Der Vater, Albert Schneider aus Pomasan, lebte



*Claudia Schneider
– Das Gesicht und
das Herz unserer
Geschäftsstelle*

nach der Entlassung aus der Kriegsgefangenschaft in Hessen, dann in Nordrhein-Westfalen und zog nach der Heirat mit Ilse Jauch im Jahr 1957 in eine gemeinsame Wohnung in Gerlingen, wo Ilse Schneider als Lehrerin tätig war. Als Claudia 8 Jahre alt war, zog die Familie nach Markgröningen in das selbst gebaute Einfamilienhaus. Die verwitwete Oma Schneider, die schon in Gerlingen mit der Familie lebte, zog in das Eigenheim in Markgröningen mit ein.

Claudia besuchte die Grundschule in Gerlingen, dann in Markgröningen und wechselte nach einem Jahr Hauptschule in die Realschule, wo sie mit der Mittleren Reife abschloss. Anschließend besuchte sie in Ludwigsburg ein Jahr die Höhere Handelsschule mit einjährigem Abschluss. Darauf folgten zwei Jahre im beruflichen Gymnasium für haushalts- und ernährungswissenschaftliche Richtung mit Fachhochschulreife-Abschluss im Jahr 1979.

Vor dem Beginn ihres Architekturstudiums in Stuttgart machte Claudia Vorpraktika in einer Schreinerei und in einem Architekturbüro. Sie schloss im Jahr 1986 als Diplom-Ingenieur (FH), Fachrichtung Architektur, Vertiefungsrichtung Bauplanung, ihr Studium ab.

Während der Suche nach einer Arbeitsstelle als Architektin arbeitete sie über-

gangsweise vier Monate in einem Vermessungsingenieurbüro und fand dann ihr gewünschtes Arbeitsgebiet in einem Architekturbüro in Stuttgart, wo sie bis zum Ruhestand der Arbeitgeber 18 Jahre lang tätig war.

Um sich auf dem Gebiet der Computer-Technik weiterzubilden, was für eine neue Arbeitsstelle Voraussetzung war, entschloss sich Claudia für eine zweite Berufsausbildung als Kauffrau für Bürokommunikation. Den Abschluss machte sie bei der IHK in Ludwigsburg im Jahr 2006.

Da Claudias Kontakt zum Heimatmuseum durch ihre bessarabiendeutschen Wurzeln immer sehr eng war, entschied sie sich, die Arbeitsstelle in der neuen Geschäftsstelle des Bessarabiendeutschen Vereins anzunehmen. Die Stelle war durch den Zusammenschluss von Landsmannschaft, Hilfskomitee und Heimatmuseum neu geschaffen worden und Ingo Rüdiger Isert – der damalige Bundesvorsitzende – hatte sie gefragt, ob sie sich vorstellen könne, beim Bessarabiendeutschen Verein zu arbeiten, sie solle den Verein bei ihren Bewerbungen doch auch berücksichtigen. Inzwischen arbeitet Claudia nun schon 11 Jahre lang hier und ist nicht zu entbehren.

Im Jahr 1994 vermählte sich Claudia mit Jack Stewart, der durch seine Mutter aus Friedensfeld auch bessarabiendeutsche Wurzeln hat. Da die beiden keine Kinder haben, konnte Claudia immer berufstätig sein.

Claudia und ihr Mann wohnen im elterlichen Haus in Markgröningen zusammen mit der jetzt 90jährigen Mutter von Claudia. In ihrer relativ wenigen Freizeit versucht Claudia, in Gesprächen mit ihrer Mutter noch Vieles über Bessarabien zu erfahren und schriftlich festzuhalten. Vor allem ist es Claudia wichtig, Informationen von ihr zu alten Fotos zu erhalten, damit dieses Wissen nicht verloren geht.

Claudia Schneiders Weg zum Bessarabiendeutschen Verein

Da beide Elternteile aus Bessarabien stammen und die Großmutter Schneider bis zu ihrem Tod mit in der Familie lebte, drehten sich die Gespräche in der Familie oft um Bessarabien. Viele nahe Verwandte, auch die Großeltern Jauch, lebten in unmittelbarer Nähe der Schneiders und man besuchte sich gegenseitig. Claudia genoss die bessarabische Küche, lernte die bessarabischen Traditionen von Kind auf kennen und wurde durch die christliche Haltung der Familie geprägt.

Bei der Hochzeit von Claudias Patenonkel Harald Jauch mit Kunigunde geb.

Hohloch waren Claudia und ihre Cousine zweiten Grades Blumenmädchen und man nähte den drei- und vierjährigen Mädchen für diesen Festtag sogar Kleidchen in „bessarabischer Tracht“.

Von Kind auf wurde Claudia zu den Bundestreffen auf dem Killesberg und vielen anderen Treffen der Bessarabiendeutschen mitgenommen.

Das Thema Bessarabien fing an, intensiver zu werden, als Artur Kern mit ihrem Vater Albert Schneider gemeinsam die Dorfchronik Pomasan schrieb. Claudia zeichnete für das Buch unter anderem das Titelbild sowie den Gemarkungs- und den Dorfplan. Später – im Jahr 1996 – als ihr Onkel Harald Jauch und ihre Mutter die Herausgabe des Bildbandes Eigenfeld in Angriff nahmen, war Claudia wieder dabei und zeichnete die Kirche Eigenfelds als Titelbild sowie den Gemarkungsplan anhand eines bestehenden Modelles der Gemarkung Eigenfeld.

Im Jahr 1990 hatten die Herausgeber der Chronik Pomasan die Gelegenheit, ihr Buch beim Bundestreffen am Bücherstand des Heimatmuseums anzubieten und zu verkaufen. Durch diesen Kontakt mit den Mitarbeitern des Heimatmuseums entwickelte sich bei Claudia der Gedanke, sich im Heimatmuseum einzubringen. Sie wurde noch im Jahr 1990 Mitglied des Heimatmuseums. In den folgenden Jahren half sie jeweils beim Buchverkauf bei den Bundestreffen und weiteren verschiedenen Veranstaltungen. Wenn im Heimathaus der Bessarabiendeutschen Bestandsaufnahmen wegen Veränderungen baulicher Art anstanden oder sonstige Zeichnungen für das Archiv notwendig wurden, griff man gerne auf Claudia zurück.

Bei der Mitgliederversammlung des Heimatmuseums im Jahr 2002 wurde Claudia in den erweiterten Vorstand gewählt, dem sie bis zum Zusammenschluss der drei Vereine zum Bessarabiendeutschen Verein im Jahr 2006 angehörte.

Claudia Schneider identifiziert sich voll mit ihrem Arbeitsbereich. Ein umfangreicher Teil ihrer Aufgaben ist die Verwaltung der Mitglieder und Leser des Mitteilungsblattes. Die Vorbereitung von Kulturveranstaltungen im Heimathaus und die Hilfestellung für unsere Mitglieder, die bundesweit Veranstaltungen organisieren, ist neben der Sekretariatsarbeit eine wichtige Aufgabe. Im Bereich der Arbeit mit unseren Computer-Programmen ist Claudia firm und kann den anderen Mitarbeitern oft bei Fragen helfen. Wir sind froh, Claudia als Mitarbeiterin zu haben.

Aus der Arbeit der Bessarabiendeutschen Historischen Kommission

ARNULF BAUMANN

Die Bessarabiendeutsche Historische Kommission hat sich bei ihrer Arbeit vor allem mit Themen beschäftigt, die bis dahin nur wenig oder gar nicht behandelt worden sind. Das waren in den Anfangsjahren der Kommission die Dreißigerjahre in Bessarabien und die Entwicklung der nationalsozialistischen „Erneuerungsbeziehung“ in jener Zeit. Hier konnte die junge Historikerin aus bessarabiendeutscher Familie Stefanie Wolter gewonnen werden, die es unternahm, die damaligen deutschsprachigen Presserzeugnisse aus Bessarabien darauf zu untersuchen, was sie über diese Entwicklung mitteilen. Daraus ist eine Dokumentation entstanden, die vom Bessarabiendeutschen Verein und dem Bundesbeauftragten für Kultur und Medien finanziell gefördert wurde: Stefanie Wolter, NS-Einfluss auf die Deutschen in Bessarabien. Eine Pressedokumentation (Schriften des Heimatmuseums der Deutschen aus Bessarabien, herausgegeben von Ingo Rüdiger Isert, Nr. 46), 240 S. Das war 2013 und hat eine solide Grundlage für die Kenntnis und die Beurteilung jener Zeit geschaffen.

Nach Abschluss dieser Arbeit wandte sich das Interesse der Kommission der Ansiedlungszeit im besetzten Polen zu, über die zwar viele Erlebnisberichte – auch von Bessarabiendeutschen – in den Heimatkalendern/ Jahrbüchern und vielen Lebensbeschreibungen vorliegen, aber kaum Gesamtdarstellungen. Das Kommissionsmitglied Heinz Fieß hat allerdings 2015 mit dem Buch „Die ‚Rückführung‘ der Volksdeutschen am Beispiel der Bessarabiendeutschen. Umsiedlung 1940, Aufenthalt in den Lagern und Ansiedlung in Polen“, Selbstverlag Göppingen, 232 S., eine einen gut dokumentierte und bebilderte Darstellung vorgelegt. Schon vorher war der Plan entstanden, Interviews mit Zeitzeugen auf deutscher und polnischer Seite einander gegenüberzustellen und so den Austausch über diese für beide Seiten belastende Zeit zu fördern. Dem stellten sich jedoch Schwierigkeiten entgegen, weil die Bundesbeauftragte für Kultur und Medien sich nicht entschließen konnte, ein entsprechendes Projekt finanziell zu unterstützen, weshalb der Bessarabiendeutsche Verein allein die Finanzierung übernehmen musste. Das Projekt wird nun in vereinfachter Form von Kommissionsmitglied Dr. Günter Koch/Passau zusammen mit Studierenden der Universität Passau weitergeführt und ist schon weit gediehen.

Ein weiteres Projekt der Kommission war das Gedenken an bessarabiendeutsche Opfer der NS-Euthanasiemaßnahmen, die ausgerechnet während der Umsiedlung der Bessarabiendeutschen ihren Höhepunkt erreicht hatten. Die ebenfalls aus einer bessarabiendeutschen Familie stammenden Forscherin Dr. Susanne Schlechter, die sich durch Mitarbeit in einer Gedenkstätte im Raum Oldenburg in die Thematik eingearbeitet hat, übernahm schon vor der Gründung der Historischen Kommission das Projekt „Verschwundene Umsiedler“, das vom Bessarabiendeutschen Verein und vom Bundesbeauftragten für Kultur und Medien gefördert worden ist. In mühevoller Kleinarbeit gelang es, die Schicksale von weit über 100 Bessarabiendeutschen aufzuklären, die im Zusammenhang dieser Tötungsaktionen ums Leben gekommen sind, wobei der Experte für diesen Themenbereich Dr. Dietmar Schulze/Berlin mitgearbeitet hat. Das Ergebnis liegt inzwischen in 9 Bänden vor, über deren Publikation noch verhandelt wird. Im Eingangsbereich des Hauses der Bessarabiendeutschen in Stuttgart wurden im Sommer 2016 Gedenktafeln angebracht, die an das schreckliche Geschehen erinnern. Es blieb jedoch zunächst offen, welche Namen in welcher Weise im Zusammenhang dieser Gedenktafeln aufgeführt werden sollten. Die Historische Kommission hat sich intensiv mit dieser Frage beschäftigt, in Zusammenarbeit mit Dr. Schlechter, Dr. Schulze und einigen Vertretern der Familien, aus denen die Opfer kamen. Bei ihrer Sitzung in diesem Sommer in Detmold konnte Übereinstimmung erzielt werden, dass nicht nur die in Tötungsanstalten umgekommenen Opfer aufgeführt werden sollen, sondern auch die an anderen Orten im Zusammenhang mit den „Euthanasie“-Aktionen Getöteten. Ihre Namen werden ebenfalls im Eingangsbereich des Hauses der Bessarabiendeutschen angebracht und werden so die Erin-

nerung an dieses düstere Kapitel der NS-Zeit wach halten.

Im Laufe ihrer Arbeit hatte die Historische Kommission immer wieder festgestellt, dass man in der Zeit vor der Umsiedlung in Bessarabien zwar eine große Zahl von Persönlichkeiten kannte, die größere Bedeutung für die Entwicklung des Lebens in den deutschen Dörfern Bessarabiens hatten, dass aber inzwischen die Bekanntheit dieser Persönlichkeiten stark abgenommen hat, obwohl es mittlerweile eine Reihe von Biografien herausragender Bessarabiendeutscher wie etwa Daniel Haase, Karl Rüb, Otto Broneske und auch des Kischinewer Bürgermeisters Karl Schmidt gibt. Deshalb hat sich die Kommission entschlossen, eine Art Biografisches Lexikon der Bessarabiendeutschen zu erarbeiten, das vorläufig unter dem Titel „Bessarabiendeutsche Biografien“ läuft. Darin sollen knappe Lebens- und Tätigkeitsbeschreibungen von Persönlichkeiten zusammengefasst werden, die größere Bedeutung für die Entwicklung und das Zusammenleben der Bessarabiendeutschen gewonnen hatten. Einige Grundsätze für die Arbeit an diesem Projekt wurden bereits aufgestellt, über die Einzelheiten der Gestaltung muss aber noch intensiv beraten werden. Ein solches Werk kann nicht von einer Einzelperson oder von nur wenigen erstellt werden. Deshalb: Wer sich unter den Lesern mit Fragen der Geschichte beschäftigt und Interesse an einer Mitarbeit hat, wird herzlich gebeten, sich beim Bessarabiendeutschen Verein oder beim Leiter der Kommission, Pastor i. R. Arnulf Baumann, Bonnhoefferstr. 7, 38444 Wolfsburg, zu melden und die Bereitschaft zur Mitarbeit zu erklären, worauf dann nähere Vereinbarungen getroffen werden.

Der kurze Überblick mag zeigen, dass die Historische Kommission im Laufe der Jahre verschiedene Themen aufgegriffen oder zum Abschluss gebracht hat. Sie hat sich immer mehr zu einem Gremium entwickelt, in dem intensiv und konstruktiv zusammengearbeitet wird. Wer Vorschläge für weitere zu behandelnde Themen machen möchte, ist herzlich dazu eingeladen, diese mitzuteilen.

Einladung zum Kaffeenachmittag, Kreisverband Heilbronn

Das Organisationsteam für das Kreistreffen Heilbronn hat sich im Nachhinein überlegt, einen Kaffeenachmittag immer in dem Jahr, in dem das Kreistreffen nicht stattfindet, anzubieten.

Unser erster Kaffeenachmittag soll am **Sonntag, 29. April 2018 um 14.00 Uhr** im Kleintierzüchterheim Brackenheim-Botenheim, Michaelsberger Weg starten.

Eingeladen sind alle Bessarabien- und Dobrudschadeutschen. Bitte weitersagen!

Auf einen regen Besuch freut sich das Organisationsteam!

Mahler-Familientreffen

KLAUS NITSCHKE

Im Oktober 2017 veranstalteten die Nachkommen der Brüder Jakob und Heinrich Mahler ein Familientreffen in dem schönen Ort Basedow bei Malchin in der Mecklenburgischen Schweiz.



Mabler-Nachkommen beim Familientreffen

Wer sind die Mahlers? Heimatort der Mahler ist Teplitz in Bessarabien.

Eingewandert ist die Familie von Ludwig Friedrich Mahler (Schneider und Keltermeister) 1782 aus dem Ort Loffenau ehemaliges Amt Herrenalb Kreis Calw/Württemberg im Nordschwarzwald in das Gebiet Marienwerder in Preußen, von dort ging es in eine schwäbische Siedlung im Gebiet Warschau. Als ein Ergebnis des napoleonischen Krieges wurde 1806 das Großherzogtum Warschau gebildet. Die Situation der deutschen Siedler in diesem Gebiet verschlechterte sich drastisch. Zar Alexander I richtete 1813 aufgrund dieser Verhältnisse an die deutschen Siedler im Großherzogtum Warschau ein Aufruf zur Besiedlung von Russland, das nach dem Bukarester Frieden von 1812, die zugesprochenen Gebiete in Südrussland (Bessarabien) bekam.

Georg Friedrich Mahler (Sohn von Ludwig Friedrich Mahler), und dessen Ehefrau, Regina Catharina Breitling, folgten wie viele andere aus Württemberg stammende Siedler diesem Aufruf und wanderten 1817 nach Bessarabien in Südrussland aus (sogenannte Warschauer Kolonisten). Georg Friedrich Mahler und seine Familie

siedelte 1817 in Teplitz/Bessarabien auf dem Hof Nr.95 mit 60 Desjatinen (ca. 65 ha) Land. Sie waren eine der Gründerfamilien von Teplitz.

Die Brüder Jakob und Heinrich Mahler sind die Söhne von Michael Mahler und dessen Ehefrau Christine geb. Gäiser. Sie wohnten mit ihren Familien im oberen Gässle, nahe dem Friedhof in Teplitz. Jakob Mahler war Stellmacher und in erster Ehe mit Maria geb. Krämer verheiratet. Mit ihr hatte er die Kinder Jakob, Albert und Martha. In zweiter Ehe war er mit Berta geb. Krämer (Schwester von Maria) verheiratet, aus dieser Ehe sind die Kinder Frieda, Hulda und Bettina hervorgegangen. Heinrich Mahler war Schuhmacher und mit Eva geb. Krämer verheiratet. Sie bekamen die Kinder Hulda, Bettina, Berta und Klara. Beide Brüder sind schon in Bessarabien verstorben. Die Familien (Ehefrauen Berta und Eva mit ihren Kindern) von Jakob und Heinrich Mahler sind nach der Umsiedlung über das Lager Wermsdorf in Sachsen, der Ansiedlung im Kreis Wirsitz in Westpreußen und nach der Flucht im Januar 1945 in dem „Bessaraberdorf“ Langwitz (hier wohnten viele Bessaraber, vor allem Teplitzer) im ehemaligen Kreis Malchin in Mecklenburg gelandet und haben dort gesiedelt. Hier heirateten sieben Kinder



Heinrich und Jakob Mahler (v.l.n.r.)



Alle Mabler-Nachkommen mit Partnern

der beiden Mahlerfamilien und gründeten ihre eigenen Familien.

Die Nachgeborenen, d.h. die Enkelkinder von Jakob und Heinrich Mahler, die jetzt verstreut in Mecklenburg-Vorpommern wohnen, führen die Tradition der Familientreffen, welche schon ihre Eltern veranstalteten, weiter, um in Kontakt zu bleiben, sich zu sehen, gemeinsam zu feiern, Gespräche aus ihrem heutigen und dem vergangenen Leben zu führen, denn schließlich sind alle im „Bessaraberdorf“ Langwitz aufgewachsen und in Schwinkendorf zur Schule gegangen und dort in der Kirche getauft und konfirmiert worden. Keiner der Nachgeborenen kennt die Mahler-Großväter persönlich, weil sie recht früh verstorben sind, aber durch ihre Mütter und Väter sind sie sich ihrer Herkunft bewusst, um so das Gedenken an ihre Vorfahren zu bewahren und es zu pflegen. Nach dem Motto: „Was du ererbst von deinen Vätern (Müttern), erwirb es, um es zu besitzen.“

Im Veranstaltungsraum „Zum kleinen Lord“ des Farmer-Steakhouse in Basedow kamen wir bereits zum Kaffee zusammen mit von unseren Frauen gebackenen Kuchen. Das Abendessen war ein vorbereitetes Warm-Kaltes-Büffet des Restaurants. Klaus Nitschke, Enkelsohn von Jakob Mahler, zeigte in einer PowerPoint-Präsentation verschiedene Abschnitte der Nachgeborenen aus der Kinder- und Jugendzeit in Langwitz.

Hartmut Grüschow, Enkelsohn von Heinrich Mahler, präsentierte einen Bildervortrag von der Bessarabienreise, die er gemeinsam im August 2017, anlässlich der 200 Jahrfeier von Teplitz, mit Wilfried Erfle, Enkelsohn von Heinrich Mahler, und Klaus und Elke Nitschke durchgeführt hat. Es war ein sehr unterhaltsamer und auch sehr emotionaler Vortrag von Hartmut, der viel Beifall von den Anwesenden erhielt.

Es folgten viele Gespräche miteinander oder auch in kleinen Gruppen. Es wurde über Vergangenes gesprochen, aber auch über die eigenen Familien. Ein schöner Tag endete mit dem Wunsch, recht bald wieder ein Familientreffen zu veranstalten.

Einladung Begegnungstag

Herzliche Einladung zum
**3. Begegnungstag
der Klöstitzer Heimatgemeinde,**

am Samstag, den **07. April 2018**
in Herzberg-Pöhlde am Südharz.

Lichtental – Auf den Spuren meiner Großeltern Martha und Friedrich Aldinger

ANDREA SCHEIN

Der kleine Hermann steht verloren vor seinem Hund Turi. Er muss sich von ihm verabschieden. Für immer. Es ist der 13.10.1940, als meine Großmutter und ihre Kinder Lichtental verlassen. Meine Großmutter, schwanger mit Waltraud, Gertrud (18), Karl (15) und der kleine Hermann (5), der mein Vater werden wird, steigen mit vielen anderen Frauen und Kindern in einen Bus oder auf einen LKW, der sie nach Kilia bringen wird. Die Frauen schweigen. Einige weinen. Sie fahren an der Kirche vorbei, die Dorfstraße entlang, vorbei an ihren Höfen, vorbei an ihrem Vieh, vorbei an ihren Feldern. Die Männer folgen etwas später mit den Pferdefuhrwerken.

Als ich zur Welt kam, im Jahr 1960, lebten meine Großeltern bereits zwölf Jahre in Paulinenaue, einem Dorf in der Nähe der Stadt Nauen. Sie bewohnten eine kleine Doppelhaushälfte mit Stall und Garten, mit Hühnern, Gänsen, einer Kuh und einem Schwein.

Es gibt Fotos, auf denen meine Großmutter auf einem Schemel im Freien sitzt und Kartoffeln schält, neben ihr meine Tante Waltraud als Zwanzigjährige und ich als Einjährige, die der Katze Muli hinterher stolpert. Auf einem anderen Bild liegt mein Großvater auf einer Wiese und ich sitze bei ihm. Anscheinend „philosophieren“ wir über die Welt. Meine Tante Waltraud erzählt, dass ihre Mutter in den frühen Jahren in Paulinenaue manchmal abends mit der Nachbarin vor dem Haus auf einer Bank saß und sie sich unterhielten. Auch, dass man sich gegenseitig zu Silbernen Hochzeit, zu Hochzeiten der Kinder und zur Konfirmation einlud. Vielleicht hatten meine Großeltern zu dieser Zeit das Gefühl, angekommen zu sein.

Als mein Vater Hermann noch lebte, fragten wir ihn immer wieder, warum die Familie damals nicht in den Westen, zum Beispiel nach Baden-Württemberg gegangen sei. Die Antwort meines Vaters war, dass seine Eltern zu müde gewesen waren und sein Vater gesagt habe, mit dem Russen kenne er sich aus, mit dem Amerikaner, Engländer oder Franzosen nicht. Und tatsächlich bekommt mein Großvater kurz nach dem Krieg einen Job als Dolmetscher bei der Sowjetischen Militärkommandantur.

Meine Großmutter litt sehr an dem Tod ihrer Mutter, am Verlust eines Teils ihrer Familie und auch an der Sehnsucht nach Lichtental. Die unruhigen Kriegsjahre, die Aufenthalte in Lagern, wie zum Beispiel in Semlin, in Rokitnitz, Litzmannstadt, dann die Ansiedlung in Posen-Kreising, dieses Gefühl, nirgendwo anzukommen oder dazuzugehören, hatten an der Gesundheit meiner Großmutter gezehrt. Aber nicht nur das. Die Versorgung des Viehs war anstrengend geworden, auch der kalte Zementfußboden in der Küche des Hauses setzte ihr zu. Deshalb beschlossen meine Großeltern, sich zu verkleinern. Sie gaben das Haus auf und zogen in eine Neubauwohnung in der Bahnhofstraße. Wohnzimmer, Schlafzimmer, ein kleines Zimmer, Küche, Bad und der Garten ein paar Schritte entfernt. In dem kleinen Zimmer lebte Anna, die Schwester meiner Großmutter, die nach Zwangsarbeit in der russischen Arbeitsarmee in Ufa gestrandet war, 1954 durch den Suchdienst des DRK ermittelt werden konnte und dann endlich 1958 bei ihrer Schwester in Paulinenaue eingetroffen war. Der tiefe Glaube an Gott hielt sowohl meine Großmutter als auch ihre Schwester Anna beieinander.

Wie sah ihr Leben aus in den sechziger, siebziger Jahren in Paulinenaue? Wie

habe ich meine Großeltern wahrgenommen? Ich kann mich nicht erinnern, dass sie in diesen Jahren viele Kontakte hatten in Paulinenaue. Ich kann mich nicht an Besuche aus der Nachbarschaft erinnern, an gemeinsames Kaffeetrinken. Ich würde nicht sagen, dass sie Fremde waren, aber sie blieben für sich. Sie lebten zurückgezogen. Sie gingen an den Wochenenden zu den Gottesdiensten. Man grüßte sich, vielleicht wechselte man ein paar Worte: Wie geht es Ihnen, was machen die Kinder, was machen die Enkel? Aber darüber hinaus ging es nicht. Sie schrieben Briefe an die Verwandten, sie bekamen Briefe. Und selbstverständlich bekamen sie Besuch, aber von der Familie. In ihrem Garten bauten sie Zuckerschoten, Gurken, Bohnen, Radieschen, Kartoffeln, Zucchini und Kürbisse an, und sie verarbeiteten das Gemüse. Ich sehe meine Großmutter vor mir, wie sie in der Waschküche in einem riesigen Topf Pfeffersosse kocht. Ihre Hefezöpfe und Strudeln. Im Prinzip machten sie das in Paulinenaue, was sie immer gemacht hatten, mit dem einen Unterschied, sie waren jetzt allein, die Kinder gingen ihre eigenen Wege.

Bis 1967 lebte auch noch mein Großvater. Ich saß oft an seinem Krankenbett und sang ihm etwas vor. Er ergriff dann meine Hand und drückte sie leicht, ich kann mich sehr gut daran erinnern. Wir sangen auch später noch, meine Großmutter, Tante Anna und ich. Ansonsten war es sehr still bei ihnen. Sie lebten ohne Fernseher, und das Röhrenradio wurde nur dann eingeschaltet, wenn die Übertragung eines Gottesdienstes lief.

Ich mochte es, meiner Großmutter zuzusehen, wenn sie ihre langen Haare zu einem Zopf flocht und dann zu einem Kranz drehte und mit Haarnadeln feststeckte. Nach dem Tod meines Großvaters durfte



Martha Aldinger (links) in Bad Burnas im Jahr 1937



Familienfoto vor dem Haus, ca. 1938

ich bei ihr im Ehebett schlafen. Wenn sie nach mir im Dunkeln das Schlafzimmer betrat, hörte ich manchmal, wie sie auf dem Fußboden kniend betete. Es waren lange Gebete, in denen wir alle vorkamen. Das Schönste für mich war aber, wenn wir gemeinsam am Tisch saßen, meine Großmutter und Tante Anna mich Sticken oder Häkeln lehrten und sie von ihrer Heimat Bessarabien und von Lichtental erzählten.

Wen wundert es, dass mein Cousin Thomas, der Sohn von Waltraud, und ich beschlossen, im September 2017 wieder nach Lichtental zur reisen. Diesmal zu viert. Wir hatten uns in den Kopf gesetzt, dass wir wenigstens eine Nacht in dem Haus unserer Großeltern verbringen wollten. Was wir uns davon versprochen, was wir erwarteten, ob, und wenn, in welcher Weise das etwas mit unserem Leben zu tun haben könnte, ob wir uns Erkenntnisse erhofften, das kann ich alles nicht sagen. Ich kann nur sagen, dass das für uns beide von besonderer Wichtigkeit war.

Der Bürgermeister Lichtentals, Herr Prodanow, und die jetzigen Eigentümer des Hauses, Tatjana und Wassilij, erfüllten uns diesen Wunsch. Nach einer ukrainischen Willkommenszeremonie tischte uns Tatjana Essen und viel Wodka auf. Wir tranken auf die Kinder, wir tranken auf die Liebe, auf den Frieden, auf die Ukraine, auf die Gesundheit. Dann mussten Tatjana und Wassilij nach Sarata zurückfahren, und wir waren plötzlich uns selbst überlassen. Die Tatsache, dass wir uns in Lichtental auf dem ehemaligen Grundstück unserer Großeltern befinden, drang erst jetzt langsam in unser Bewusstsein. In dieser Nacht saßen wir noch lange in dem Innenhof. Wir sprachen nicht viel. Ließen einfach alles auf uns wirken. Dann gingen wir zu Bett.

Der nächste Morgen wird mir immer in Erinnerung bleiben. Dass ein Hahn morgens kräht - nichts Besonderes. Dass aber alle Tiere dieser Straße, vielleicht auch des ganzen Dorfes mit einstimmen und

ein gigantisches Konzert geben mit Schnattern, Krächzen, Gackern, Bellen, ein Konzert, das mich aus dem Bett treibt - das habe ich bis dahin noch nicht erlebt. Ich laufe auf die Straße und schaue mir das Spektakel an.

Früh am Morgen sind die Temperaturen angenehm. Ich wasche mich an der Wasserstelle im Garten. Zwei Hühner statten mir ihren Besuch ab, sie sind erpicht auf das Wasser, das sich auf dem Boden in Pfützen sammelt. Ich sehe, wie der Nachbar auf seinem Grundstück schon am Arbeiten ist. Auf der Straße fährt ein Pferdewerk vorbei. Die Zinnien, kleinen Sonnenblumen und Prunkwinden in Rosa- und Lilatönen leuchten im Morgenlicht. Inzwischen sind die anderen auch aufgestanden.

Durch den Zaun klettert ein Hund. Nein, es ist nicht Turi, der Hund meines Vaters. Es ist der Hund des Nachbarn. Er bäugt uns Neuankommlinge. Irgendwie geht mir durch den Kopf, was wenn er vielleicht ein Nachkomme von Turi ist? Nicht ausgeschlossen. Oder? Ich ermutige den Hund näher zu kommen und werfe ihm einen Leckerbissen hin.

Später sitzen wir auf der Veranda und trinken einen Kaffee. Über uns rankt Wein, die Reben reif. Keine Musik. Keine Autos. Kein Handy, Empfang gibt es hier sowieso nicht. Mein Blick fällt auf den alten Backofen im Garten. Er ist weiß angestrichen, aber verfallen. Die Sommerküche existiert nicht mehr. Hier im Innenhof wird auch Hermann mit Turi gespielt haben. Plötzlich steht Nadja strahlend vor uns. Es ist die Nachbarin zur anderen Seite, die wir schon von unserem letzten Besuch kennen. Sie bringt uns frische Eier von ihren Hühnern. Ihr Lachen erwärmt mein Herz und macht mich zugleich traurig. Später erfahren wir von Tatjana, dass Nadja früher Melkerin war, sogar Brigadierin, sie hatte 120 Melkerinnen unter sich und war so etwas wie „Verdiente Melkerin des Volkes“. Sie lebt allein in dem Haus und ist jetzt 76 Jahre alt. In ihrem

Leben war sie ein einziges Mal verliebt gewesen, in einen Georgier. Aber ihre Eltern haben ihr diese Verbindung untersagt.

Im Laufe des Tages wird es richtig heiß. Aber wenn ich durch den Vorhang ins Haus trete, empfängt mich dort angenehme Kühle. Ich gehe durch die Räume. In die Küche, in die ehemaligen Kinderzimmer, durch das Wohnzimmer, in das Elternschlafzimmer. Die alten Öfen stehen noch, die Decken mit Stuckelementen, die Dielenböden, auch die Türen und die Fenster sind in ihrer Originalform erhalten. Hier haben sie gelebt, meine Großeltern mit den drei Kindern. Hier haben sie sich geliebt. Bestimmt auch mal gestritten. Hier beschenkten sie sich zu den Geburtstagen, hier wurden Schulaufgaben gemacht. Hier stürmten die Kinder durch das Haus, meine Großmutter wird sie ermahnt haben. Dann gab es auch manchmal Tränen. Hier sangen sie ihre Lieder und saßen zu Weihnachten gemeinsam am geschmückten Baum. Hier versammelten sie sich zu den Mahlzeiten am Tisch, sprachen ihr Tischgebet und aßen Pfeffersoße, die Strudeln, die Hefezöpfe, all die gefüllten Paprikaschoten und nicht zu vergessen die geliebten Arbusen. Gibt es im Sommer etwas Köstlicheres auf dieser Welt als gekühlte Wassermelone?

Auf dem Wirtschaftsgelände hinter dem Haus werden die Ställe gewesen sein, hier wurde gedroschen, die Schafe geschoren, Wein gepresst. Hier war auch bestimmt der Gemüsegarten. Das Leben fand, wenn es die Temperaturen zuließen, draußen statt. So, wie es meine Großeltern auch in dem kleinen Haus in Paulinenaue gehalten hatten.

Später laufen wir die Straße entlang in Richtung Schule. Meine Großeltern waren dort früher Lehrer. Die Gänse und Enten rechts und links der Straße haben sich unter den Trauerweiden ein schattiges Plätzchen gesucht. Der Esel, angepflockt, schaut stur vor sich hin. Er scheint alt zu sein. Das war also der Arbeitsweg meiner Großeltern. Eine Straße, gesäumt



Das Haus im Jahr 2017



Straße in Lichtental, 2017

von Schatten spendenden Bäumen, damals wahrscheinlich Akazien, entlang der Straße Entwässerungsgräben. Es ist eine schöne Straße. Wenn ich mich umdrehe und ich blicke dorfauswärts, dann führt diese Straße ins Nichts.

Die alte Schule, heute blau gestrichen, seit einem Erdbeben vor vielen Jahren von zwei Stützmauern gehalten, beherbergt heute die Bücherei und die russisch-orthodoxe Kirche. Die Räume sind hoch, und die Schule passt in ihren Dimensionen zur Kirche, die durch Spenden als Ruine erhalten werden kann. Es ist angenehm, durch den kleinen Park zu laufen. Die Bäume spenden Schatten. Im ehemaligen Deutschen Haus liegen die Kostüme der Trachtentanzgruppe auf den Stühlen im Theatersaal ausgebreitet. Wir gehen weiter in Richtung Bürgermeisterei. Auf dem Weg, vor der neuen Schule, treffen wir Ljuba. Sie ist Lehrerin für Geografie und die Frau des Bürgermeisters, und sie lädt uns für morgen zu einer Führung durch das Museum, durch die neue Schule und den Kindergarten in Lichtental ein. In der Bürgermeisterei trinken wir mit Herrn Prodanow einen Kaffee in seinem Büro. In ein paar Tagen findet in Lichtental ein Fest statt, er hat noch viel zu tun. Dann greift er nach dem Telefon, wählt die Nummer von Kuno Lust und drückt mir einfach den Hörer in die Hand. Ich freue mich und wechsele mit ihm ein paar Worte. Wir sind uns im vergangenen Jahr schon mal begegnet. Montags ist in Lichtental Wochenmarkt, das hatte uns Nadja schon vom Fahrrad aus zugerufen. Wir schlendern über den Markt. Händler bieten Obst und Gemüse an, Kleidung, und es gibt auch ein Sammelsurium an Dingen, die im weitesten Sinne einem Baumarkt zuzuordnen wären. Die Mittagssonne brennt. Wir stehen

an der ehemaligen Mühle. Schauen hinauf zu den Hügeln. Ein Traktor kommt den Berg hinuntergefahren. Er zieht eine Staubwolke hinter sich her. Auf dem Hänger stehen drei Landarbeiter. Er ist voll mit Trauben. Die Weinberge sehen wir von hier aus nicht, aber die Frauen von der Weinlese kommen durch die staubige Hitze nach unten ins Dorf gelaufen. Die restliche Mittagszeit verbringen wir auf der schattigen Terrasse. Eine wunderbar friedliche Stimmung. Ich werde schläfrig. Ob sich meine Großeltern nach dem Unterricht hingelegt haben?

Am Abend brechen wir noch einmal auf. Wir laufen durch das Dorf in Richtung Norden. Die Sonne taucht die Felder in rötliches Licht. In der Ferne ist ein weißes Auto zu sehen. Am Ortseingangsschild biegen wir links ein, laufen um das Dorfende herum und die Parallelstraße zur Hauptstraße zurück. Vor den Häusern auf den Bänken finden sich die Nachbarn ein. Sie sitzen zu zweit, manchmal zu dritt oder allein, unterhalten sich oder schweigen. Sie haben ihr Tagewerk vollbracht und geben sich dem Müßiggang hin. So stelle ich mir Feierabend vor.

Am kommenden Vormittag führt uns Ljuba durch Schule und Kindergarten. Danach steigen wir in die Wanderstiefel. Wir sind zum Abendessen bei Tatjana und Wassilij in Sarata eingeladen und wollen von Lichtental nach Sarata laufen. Nein, nicht die Straße entlang, über Feldwege. Wem wir das zuvor auch immer erzählten, wir ernteten ungläubiges Kopfschütteln und müdes Lächeln. Warum, wird uns im Laufe unserer Wanderung klar. Es gibt nämlich keine Feldwege. Es gibt kaum Bäume. Es gibt keine Ansiedlungen, nicht ein Haus. Nur sengende Hitze und Wind, der den trocknen dunklen Boden aufnimmt und ihn über

die weite Landschaft jagt. Meinen Strohhut, der mich vor der Sonne schützen soll, muss ich festhalten. Später entsorge ich ihn entnervt. Wir laufen über gepflügten Boden, über Maisstopffelder, wir verlaufen uns in einem riesigen Weinanbaugebiet. Dunkler Staub im Gesicht, auf der Kleidung, im Mund.

Glücklich, aber zerschlagen und viel zu spät kommen wir in Sarata an. Tatjana und Wassilij hatten schon nach uns gesucht. Das, was wir wollten, die Landschaft durchlaufen, die Weite erfahren, den Boden, Sonne und Wind spüren, haben wir bekommen. Aber wir können uns jetzt auch vorstellen, wie schwer es gewesen sein musste, unter diesen Bedingungen den Boden urbar zu machen und zu bearbeiten. Es ist ein schöner Abend bei Tatjana und Wassilij. Wir essen viel. Und wieder trinken wir auf die Liebe, auf den Frieden, auf die Ukraine, auf die Gesundheit. Am Ende des Abends erklären wir uns als Schwestern und versprechen uns ein baldiges Wiedersehen.

Am nächsten Morgen fahren wir nach Bad Burnas. Unsere Großmutter war hier. Das belegt ein Foto von ihr aus dem Jahr 1937. Achtzig Jahre später werden wir am Strand sitzen und an sie denken.

Ich weiß nicht, wie es meinem Cousin Thomas geht, aber meine Großeltern, obwohl sie schon lange tot sind, und mein Vater, sie fehlen mir sehr. In Lichtental gelingt es mir, die Sehnsucht nach ihrer Gegenwart etwas zu stillen. Aber nicht nur das.

Mein Vater Hermann war der letzte aus unserer Familie, der Lichtental erlebt hat und uns seine Geschichten und die der Großeltern erzählen konnte. Er ist im Januar dieses Jahres gestorben. Ich denke, es liegt jetzt an uns, die wir zumindest einen Teil dieser Geschichten kennen, diese zu erzählen und weiterzutragen.

Grigorij Grigorjewitsch Marasli – langjähriger Bürgermeister von Odessa und Wohltäter der Stadt

Ist er der Namensgeber unserer Heimatdorfes Maraslienfeld?

SIGRID STANDKE

Am Ende unserer Bessarabienreise 2017 (Bericht im MB Oktober 2017) hatten wir noch einen Aufenthalt von zwei Tagen in Odessa eingeplant. Wir verbrachten die Zeit mit einem historischen Stadtbummel am ersten und einem Besuch der Katakomben von Odessa am zweiten Tag. Galina Naydenko begleitete uns zu beiden Ausflügen und überreichte mir auf der Rückfahrt von den Katakomben ein kleines Geschenk. Es war ein Stadtführer von Odessa in deutscher Sprache. Für den Rest des

zweiten Tages hatten wir noch keinen Plan, also schaute ich gleich mal in das Büchlein hinein. Meine Überraschung war groß, als mir schon nach wenigen Seiten ein Bild mit der Beschriftung „Marasli-Denkmal“ auffiel.

Ja, was war denn das? Ich dachte sofort an unser Heimatdorf Maraslienfeld. Hatte dieser „Marasli“ etwas mit unserem Dorf zu tun und wer war er überhaupt?

Meine Aufregung war groß und ich fragte sofort bei Galina nach. Sie sagte mir, dass Grigorij G. Marasli ein Bürgermeister der Stadt Odessa war und auch als Wohltäter

der Stadt in die Geschichte eingegangen ist. Sie erkannte auch gleich, dass mir die Frage sehr wichtig war. Sofort regelte sie mit dem Taxifahrer, dass er uns noch zum Denkmal fahren sollte, denn die „Maraslijewska“ war ganz in der Nähe. Für mich wurde es immer spannender, nun hatte dieser Mann auch noch seine eigene Straße. Wird er auch wirklich etwas mit unserem Dorf zu tun haben?

Doch jetzt hatte ich erst einmal die Gelegenheit sein Denkmal zu sehen und Fotos zu machen. Ich freute mich sehr darüber, gleichzeitig ließ mich das Thema nicht mehr

los. Ich war noch ein paar Stunden in Odessa, wann würde ich wohl wieder kommen. Ich musste die verbleibende Zeit nutzen.

Galina hatte noch erzählt, dass Marasli ein Grieche war und auch die griechische Gemeinde der Stadt ihn sehr hoch schätzte. Die Kirchengemeinde zu der er gehörte, war ganz in der Nähe unseres Hotels. Doch nun galt es erst einmal Abschied von Galina zu nehmen. Sie war uns zu einer sehr angenehmen Reisebegleiterin geworden. Wir sagten uns „Auf Wiedersehen“ bei einem nochmaligen Besuch dieser schönen Stadt.

Wieder im Hotel angekommen, machten wir uns auf den Weg in das griechische Viertel. Wir fanden auch die griechisch orthodoxe Kirche, besichtigten sie und sprachen den Popen an auf den Herren Marasli. Er erzählte uns, dass er sich auch sehr für diese Persönlichkeit interessiert. Nach dem Grab gefragt, sagte er uns, dass Marasli neben dieser Kirche beerdigt worden war, jedoch zu Sowjetzeiten ist dieses Grab zerstört worden. Es ist bis heute noch nicht klar, wo nun seine Gebeine ruhen. Er selbst sucht auch danach. Dann führte er uns in einen Nebenraum der Kirche. Hier war eine Gedenktafel für Grigorij G. Marasli angebracht. Mit diesem neuen Wissen, gönnten wir uns nun eine Pause und ein gutes Essen in einem der griechischen Lokale.

Am Abend dann, schauten wir bei „Wikipedia“ nach, ob und was über unseren Herrn Marasli bekannt ist. Wir fanden auf einer ukrainischen Seite Informationen und Fotos von seinem Wohnhaus und einer Villa am Rande des Stadtparks. Da waren wir uns sofort einig, die uns verbleibende Zeit am nächsten Vormittag wollten wir noch dafür nutzen, diese Häuser aufzusuchen.

Nach dem Frühstück bestellten wir uns ein Taxi. Der junge Fahrer sprach englisch und so war es überhaupt kein Problem. Er brachte uns in die „Puschkinskaja 4“, das war die Heimat von Grigorij Marasli. Dieses Haus hatte sein Vater 1820 gekauft und er lebte hier bis zu seinem Tod im Jahre 1907. In der sowjeti-



Grigorij Grigorjewitsch Marasli

schen Zeit wurde dieses Haus als Krankenhaus genutzt. Heute ist darin eine medizinische Schule untergebracht. So war es dann auch nicht zu besichtigen. Weiter als bis in das Treppenhaus konnten wir nicht kommen. Heute trägt dieses Haus eine Erinnerungstafel an seinen früheren, berühmten Bewohner.

Dann fuhren wir noch bis zur Sommervilla. Der heutige Zustand lässt noch erahnen, wie schön sie einmal war. Auch sie hat noch eine Nutzung, doch hier wurden wir schon aufgehalten, noch ehe wir den Eingang des Hauses erreicht hatten. Hier war das Betreten verboten, auch erhielten wir keine Antwort über die heutige Nutzung. Auch wenn uns der Eingang versperrt war, von allen anderen Seiten konnte man an das Gebäude heran treten. Nun war zu sehen, welch schönes Gebäude es einmal gewesen sein musste. Auch ein kleiner Park mit Springbrunnen ließ sich noch erkennen. So konnte ich dann doch noch ein paar Fotos machen.

Nun war es Zeit für den Rückweg, denn am Mittag wurden wir abgeholt und zum Flughafen gebracht. Ich freute mich so

sehr über diese unerwartete Bekanntschaft mit Herrn Marasli.

Nun war es spannend, was ich zu Hause noch in Erfahrung bringen könnte.

Gibt es wirklich einen Zusammenhang zwischen Grigorij Marasli, dem langjährigen und beliebten Bürgermeister der schönen Stadt Odessa und unserem bessarabischen Heimatdorf Maraslienfeld???

Wieder zu Hause lese ich bei Wikipedia: Grigorij Grigorjewitsch Marasli wurde am 25. Juli 1831 in Odessa geboren und starb am 1. Mai 1907 (Daten nach dem gregorianischen Kalender) ebenfalls in Odessa. Seine Eltern waren der Kaufmann Grigorij Iwanowitsch Marasli (1780-1853) und die Tochter eines Kaufmanns Zoya Feodorowna Theodorid. Im Jahr 1803 kam das Paar aus Plovdiv nach Odessa. Hier begann die unternehmerische Tätigkeit des Vaters, für die er später den Titel „Ehrenbürger der Stadt Odessa“ erhielt. Der Vater handelte mit Brot, da in Europa ein großer Bedarf bestand durch die Zerstörungen der Napoleonischen Kriege. Von Odessa aus, konnte ein großer Bedarf abgedeckt werden. Der Senior verdiente einen großen Reichtum, den der Sohn später erbe.

Die Familie hatte nur drei Kinder. Die Söhne Grigorij und Heraklion (starb im Alter von 4 Monaten) und die Tochter Eurydice. Die Grundschulausbildung bekam der Sohn in einem privaten Unterricht. Anschließend schrieb er sich in der Rechtsabteilung des Richelieu Lyzeum ein. Nach seinem Abschluss im Jahre 1850 wurde er zum Beamten ernannt. Er hatte verschiedene Ämter inne, lebte danach aber auch eine Zeit in Paris (Frankreich). Von dort zurück gekehrt, widmete er sich ab 1867 der öffentlichen Arbeit, zunächst als Vokal (Abgeordneter) der Stadtduma von Odessa. 1873 wurde Marasli Mitglied des Stadtrates und war zeitweilig auch Stellvertreter des Bürgermeisters. An die Spitze der Stadt Odessa kam er am 21. Oktober 1878 und führte diese bis in das Jahr 1895. Er war vier mal in Folge gewählt worden. Damit war er der dienstl-



Maraslis Villa am Rande des Stadtparks



Heute befindet sich ein medizinische Schule im Elternhaus von Marasli

teste Bürgermeister von Odessa, keiner vor und nach ihm war 17 Jahre lang in diesem hohen Amt. Er setzte nun die „Erziehungsaktivitäten“ seines Vaters fort und finanzierte neue Schulen und Veröffentlichungen von neuen Lehrbüchern.

Als Bürgermeister begann er mit einem öffentlichen Arbeitsprogramm, nach dem Krankenhäuser, ein Theater, ein Bahnhof, Straßen und Schulen in Odessa gebaut wurden. Oft setzte er für diese Vorhaben auch eigene finanzielle Mittel ein. Bildung und Kultur lagen ihm dabei besonders am Herzen. Hunderttausende von russischen Rubeln soll er zu Lebzeiten dafür ausgegeben haben. Er hat eine Reihe Sehenswürdigkeiten finanziert, die bis heute erhalten geblieben sind. Neben dem finanziellen Einsatz für seine Stadt Odessa, spendete Marasli auch Gelder für viele Gebäude in Städten seiner griechischen Heimat. Das alles konnte er, da er von seinem Vater ein beträchtliches Vermögen geerbt hatte.

Im März 1895 war Marasli wegen Krankheit gezwungen, vorzeitig den Posten des Bürgermeisters von Odessa zu verlassen. Er war aber weiterhin als „Vokal“ im Stadtparlament tätig und war bis zu seinem Tod in dieses Amt gewählt. Als Beamter des Innenministeriums arbeitete er weiter eng mit dem Bürgermeister zusammen.

Für sein vielseitiges und hervorragendes Wirken ist Grigorij Marasli vielfach und hoch geehrt worden. Er war Träger von den verschiedensten, hochrangigen Orden des russischen Reiches und auch Griechenland hat ihn hoch geehrt. Vom Königreich Württemberg hatte er den „Friedrichs Orden“ für Militär und öffentlichen Dienst erhalten. Auch aus Persien, Montenegro, Italien, Frankreich und Rumänien erfuhr Grigorij Marasli Ehrungen durch die Verleihung hoher Orden.

Erst im Oktober 1903 hatte Grigorij Marasli Maria Ferdinandivna Kich (1858-1935), Tochter eines Gutsbesitzers aus der Provinz Cherson geheiratet. Kinder hatte er keine.

Das Eigentum nach seinem Tod wird mit 10–12 Millionen Brutto-Gold-Rubel angegeben.

Es bestand aus 14 Läden und Häusern, 2 Wohnhäuser in Odessa, 1 Haus in Chisinau, 27.500 ha Ackerland in Bessarabien sowie große Sammlungen von europäischen Gemälden und Porzellan. Dieser große Reichtum ging seiner Frau nach der russischen Revolution verloren. Sie flüchtete nach Griechenland, wo sie bis zu ihrem Tod in ärmlichen Verhältnissen lebte. Für seine Verdienste zu Gunsten der Stadt Odessa wurde Grigorij Marasli schon zu seinen Lebzeiten geehrt.

Schon 1875 erhielt Marasli einen edlen Titel und mit ihm das Recht auf das Wappen, dessen Motto die Worte waren „Ehre

mehr als Ehrungen“. Marasli folgte seinem Motto ein ganzes Leben lang.

Am 23. November 1895 wurde eine Straße neben dem Alexandrovsky Park nach ihm benannt.

Am 21. Dezember 1895 wurde ihm der Titel „Ehrenbürger der Stadt Odessa“ verliehen.

Ein Denkmal ihm zu Ehren wurde dann am 2. September 2004 auf dem griechischen Platz errichtet. Dieses wurde aber 2008 in die „Maraslijewska“ verlegt, an den Platz, wo ich es nun entdeckt hatte. Die Inschriften auf dem Sockel des Denkmals lauten, dem Sinn gemäß ins Deutsche übersetzt:

„Für den Aufklärer und Mäzen Grigorij Marasli, die dankbaren Odessaer.“ und „Außer Nutzen für die Stadt, hab ich in meinem Herzen nichts anderes.“ – Marasli

Und am Ende der Ausführungen zur Person Grigorij Marasli ist bei Wikipedia noch zu lesen, dass im Gebiet von Odessa zwei Dörfer nach „Marasli“ benannt wurden. Eines davon ist unser „Maraslienfeld“ im Bezirk Tatarbunar. Das zweite Dorf befindet sich im Bezirk Bilhorod-Dnistrovsky und trägt den Namen „Marazlievka“. Dieses ist heute das Zentrum der vereinten Gemeinschaft von mehreren Dörfern.

Und was lesen wir in der Chronik von Maraslienfeld?

Der Verfasser ist Friedrich Hannemann, der diese nach 1935 geschrieben hat. Sie ist im Bauernkalender des Jahres 1939 veröffentlicht. Hier nun ein Auszug:

„Maraslienfeld wurde im Jahr 1880 gegründet. Schon im Jahr 1879 erließ Herr Grigorij Grigorjewitsch Marasli aus Odessa einen Ruf an alle deutschen Gemeinden in Bessarabien, in dem er deutsche Bauern aufforderte, sich auf seinem Gut niederzulassen. Das Gut von 6.000



Seit 2008 steht das 2004 enthüllte Denkmal zu Ehren Maraslis in der Maraslijewska

Dessjartinen trug den Namen Sarjari und lag etwa 10 km vom Schwarzen Meer entfernt. Den deutschen Bauern stellte der Gutsbesitzer folgende Ansiedlungsbedingungen:

1.) Den 6. Teil von allem Gesäten müsste abgeliefert werden.

2.) Für ein Pferd oder eine Kuh auf der Weide müsste man 1 Rubel zahlen, für ein Schaf nur 25 Kopeken.

3.) Für Kartoffel-, Mais- und Baschtanland müssten für je 1 Dessertine 2 Rubel gezahlt werden.“

„Im ganzen waren es 80 Wirte, die mit Herrn Marasli nach obigen Bedingungen auf 10 Jahre eine Vereinbarung trafen.“

„Das ganze Land trug in den ersten drei Jahren fast keine Ernte. Außer etwas Kartoffeln und Mais war nichts vorhanden. Erst im 4. Jahr bekamen die Ansiedler eine mittelmäßige Ernte. Zu diesen großen Schwierigkeiten kamen noch andere hinzu, so dass man heute noch darüber staunen muss, wie die Ansiedler zäh und verbissen sich über alles hinwegsetzten. Sie handelten gemäß des Spruches : Schwierigkeiten sind da, um überwunden zu werden.

Das Gut des Herrn Marasli wurde von seinem Verwalter Michael Stepanowitsch Burt verwaltet. Dies war ein Tyrann und behandelte die Deutschen recht unmenschlich.“ Soweit der Auszug aus dieser Chronik.

Später versuchte die Gemeinde aus dieser Knechtschaft heraus zu kommen. Sie schickten Vertreter zu Marasli nach Odessa, der ihnen neue, bessere Pachtverträge zugesagt hatte. Doch es war dem Verwalter Burt gelungen, das gesamte Land von Herrn Marasli zu pachten.

Auch in einem zweiten Versuch in späteren Jahren gelang es den Bauern nicht, sich von dem verhassten Zwischenpächter und seinen Schikanen zu befreien. Und es sollte noch viel schlimmer kommen. Ein verlorener Gerichtsprozess, den der Verwalter gegen die Bauern angestrebt hatte, daraus entstandenen Gerichtskosten und auch noch Missernten in dieser schwierigen Zeit, führten zur totalen Verarmung der Menschen. Herr Burt kam mit dem Gerichtsvollstrecker und warf den Bauern ihr Hab und Gut auf die Straße. Er schloss die Häuser zu, sie waren der Ausgleich für die entstandenen Schulden, und verjagte die Bauern von ihren Höfen.

Später gewann der Herr Burt noch einmal Pächter für das Land. Das war dann im Jahr 1893. Doch auch diese hatten einen schweren Kampf mit dem Herrn Verwalter Burt. Dieser erhöhte laufend den Preis für das Pachtland, so dass den Bauern kaum etwas übrig blieb.

Das ganze hatte erst ein Ende, als Bessarabien im Jahr 1918 an Rumänien fiel. Es folgte nun das Landenteignungsgesetz

und Maraslienfeld wurde eine Hektarge-
meinde, wo jeder Landlose 6 ha Land als
sein Eigentum erhielt.

Soweit die Geschichte des Dorfes Maras-
lienfeld in seinen ersten Jahren nach sei-
ner Gründung. Es war eine Geschichte
vom schweren Anfang der ersten Pächter.
Auch die zweiten Pächter litten noch un-
ter den ständigen Auseinandersetzungen
mit dem Herrn Verwalter Burt.

Wir erfahren hier nur wenig über die Rol-
le, die der Gutsbesitzer Grigorij Marasli
dabei gespielt hat. Für mich sieht es so
aus, als ob er alle Verantwortung für sein
Gut und sein Land dem Verwalter und
späteren Pächter Burt übergeben hat. Ma-
rasli war „nur“ der Empfänger der verein-
barten Pacht.

Zählte nur der regelmäßige Geldeingang
für ihn? Fragte er gar nicht danach, unter
welchen schweren Bedingungen und Pacht-
verträgen die deutschen Bauern dieses Geld
in dem Dorf, das seinen Namen trug, für
ihn erarbeitet hatten? Kann man das Un-
recht, das den deutschen Bauern in seinem
Dorf und auf seinem Land widerfahren ist,
mit Wohltätigkeit in der Stadt Odessa aus-
gleichen und wieder gut machen?

Grigorij Grigorjewitsch Marasli, der hoch
anerkannte und verehrte Bürgermeister
und Ehrenbürger der Stadt Odessa, Wohl-
täter seiner Stadt und der dortigen grie-
chischen Gemeinde, welcher ein Wider-
spruch.

Ein Teufelsritt durch Odessa

WERNER SCHABERT

Eine erfolgversprechende Methode seine
Amusementation in Odessa abzuholen bie-
tet eine über mehrere Stationen andauernde
Fahrt mit einem Sammeltaxi, in der Ukraine
auch liebevoll Marschrutka genannt.

Marschrutkas halten normalerweise an
vorgegebenen Haltestellen, bremsen aber
auch für zeichengebende Personen zwi-
schen den Stationen, sofern eine Halte-
möglichkeit für den Fahrer ersichtlich ist.
In der Regel halten die grob geschätzt
50–80 Jahre alten Gefährte ca. 30 Sitzplät-
ze und ungezählte Stehplätze bereit. Der
Fahrer thront in seinem Cockpit neben
einem meist leeren Beifahrersitz, den er
für einen guten Freund oder ein Familien-
mitglied reserviert hält. Neben dem Pilo-
ten gibt es eine große Ablage, wo eine klei-

ARNULF BAUMANN

Westlicher Weihnachtstag wird Feier- tag in der Ukraine

Neben dem orthodoxen Weihnachtstag am 7.
Januar wird durch Parlamentsbeschluss ab so-
fort auch der 25. Dezember staatlicher Feier-
tag. Dadurch will man zur besseren Verständ-
igung zwischen Christen in- und außerhalb
der Ukraine beitragen. Die orthodoxen und
griechisch-katholischen Christen der Ukrai-
ne feiern den 7. Januar, während die römisch-
katholischen und protestantischen Kirchen
den 25. Dezember begehen. Die römisch-
katholische Kirche begrüßte daher die Ent-
scheidung, weil dadurch das gemeinsame Fei-
ern mit Familienmitgliedern, die außerhalb
der Ukraine arbeiten, erleichtert werde. Die
Ukrainische Orthodoxe Kirche des Moskauer
Patriarchats, die stärkste orthodoxe Kirche
der Ukraine, sieht die Entscheidung jedoch
kritisch, weil sie darin einen weiteren Schritt
zur Schaffung einer von Moskau unabhängigen
ukrainischen orthodoxen Kirche sieht.

Präsident Putin würdigt evangelische Kirchen zum Reformationsjubiläum

In der Dezember-Ausgabe der Züricher Zeit-
schrift „Religion und Gesellschaft in Ost und

Neues aus Bessarabien

West“ findet sich eine Meldung über eine
Stellungnahme des russischen Präsidenten zu
den evangelischen Kirchen seines Landes. Er
sehe diese – gemeint sind vor allem die
Evangeliumschristen-Baptisten als stärkste
evangelische Kirchenorganisation Russlands
– als „wichtigen Teil der russischen Gesell-
schaft“. In diesem Zusammenhang würdigte
Putin den Beitrag, den die Protestanten im
sozialen Bereich leisten und lobte sie für Ei-
genschaften wie „Fleiß, Patriotismus und mo-
ralisches Verhalten“. Das seien für Russland
heute Eigenschaften, die „äußerst gefragt und
wichtig für das Erreichen von Erfolgen in ei-
ner sich schnell verändernden Welt“ seien.
Am 31. Oktober waren in Moskau etwa 200
Vertreter verschiedener Religionsgemein-
schaften, Behördenvertreter, Politiker und
Diplomaten zusammengekommen. Der Lei-
ter des Kirchlichen Außenamts der Russi-
schen Orthodoxen Kirche, Metropolit Ilari-
on, bedauerte bei dieser Gelegenheit zwar die
Spaltungen in der Christenheit, hob aber den
Beitrag hervor, den die protestantische Tradi-
tion zur Weltkultur und für das Christentum
geleistet habe. Gerade die Protestanten Rus-
slands stünden für traditionelle moralische
Werte ein, während einige evangelische Kir-
chen des Westens für eine Liberalisierung der
theologischen und moralischen Lehre ein-
träten.



dass wegen der sichtlichen Überfüllung des
Busses eine Beförderung aussichtslos
scheint und ich lieber auf die nächste
Marschrutka warten will. Die anderen
Wartenden sind alle irgendwie eingestie-
gen und rauschen ihrem Ziel entgegen.
Nach zehn Minuten kommt der nächste
„Seelenverkäufer“ und sieht noch überfüll-
ter aus, wenn das überhaupt noch geht. Ich
also Augen zu, Ellenbogen ausgefahren
und hinein ins zweifelhafte Vergnügen.
Zwischen den ausladenden Körperteilen
zweier vollbepackter Damen suche ich
nach einem stabilen Haltegriff, denn der
Kleinbus setzt sich mit kreischendem Ge-
triebe und lauten Hupsignalen rücksichts-
los in Bewegung. Eigentlich muss ich mich
gar nicht festhalten, denn ein Umfallen
scheint unmöglich.

Nach der dritten Haltestation tippt mir
eine junge Frau aus dem Nirgendwo auf die
Schulter und bietet mir ihren Sitzplatz an,
den ich mit gemischten Gefühlen annehme,



denn es zeigt mir, dass mein fortgeschrittenes Alter wohl inzwischen auch anderen Personen gegenüber nicht mehr zu verheimlichen ist. Egal – Hauptsache ich sitze! Kaum gewöhne ich mich an die komfortable Situation, tippt mir schon wieder jemand auf die Schulter und streckt mir im gleichen Moment mehrere Geldscheine entgegen. Verunsichert greife ich zu, denn Geld soll man bekanntlich nicht grundsätzlich ablehnen. Als ich gerade beim Durchzählen bin, gibt mir mein Sitznach-

bar zu verstehen, dass ich es an die Vorderbank weiterreichen soll, was ich schweren Herzens dann auch tue. Kaum geschehen, erfolgt der nächste Geldtransfer von hinten. Dieses Mal nur ein Schein mit einer größeren Zahl und einer begleitenden Bemerkung, die ich nicht verstehe. Mein freundlicher Sitznachbar gibt aber die Information weiter. Kurz danach kommt von vorn eine Geldnote, die ich wortlos nach hinten weiterreiche. Langsam verstehe ich – es muss das Wechselgeld sein.

Durch einen Sehspalt im Gemenge sehe ich, dass der Fahrer neben seiner Hauptaufgabe, fahren und hupen, mit einer Hand die Geldscheine in sein Holzkästchen akkurat einsortiert. Währenddessen nehme und gebe ich laufend das Geld weiter und reihe auch meinen eigenen Reiseobolus in den Geldkreislauf ein.

Für ausgiebige Eindrücke der vorüberziehenden Stadtkulisse blieb bei dieser Fahrt leider kaum Zeit. Nächstes Mal behalte ich meinen Stehplatz.

Bilder des Monats Februar 2018



Foto Nr. 1



Foto Nr. 2

Wer weiß etwas Genaueres zum Inhalt dieser Fotos? Aus welchem Jahr stammen die Fotos?

Sollten Sie uns weiterhelfen können, so bitten wir Sie herzlich, uns über die E-Mail Adresse homepage@bessarabien.de mit Betreff „Bild des Monats“ oder per Post an **Bessarabiendeutscher Verein e.V.** zu informieren.

Vielen Dank für Ihr Interesse und Ihre Unterstützung!

*Ihr Heinz Fieß,
Administrator von
www.bessarabien.com*

Rückmeldungen zu den Bildern der Monate Dezember 2017 und Januar 2018 liegen leider noch nicht vor.

Zwang zur Umsiedlung oder freie Entscheidung?

Zum Leserbrief von Harald Jauch im MB Januar 2018, S. 23.

Jauchs Äußerungen, die sich mit der Umsiedlung befassen, regen mich zu vertiefenden Ergänzungen und Korrekturen an. Zumal Harald Jauch selbst in seinem Leserbrief betont: „*Ich halte es für wichtig, dass gerade dieser Teil unserer Geschichte, wo es um die Umsiedlung geht, historisch richtig wiedergegeben wird.*“

Harald Jauch greift in seinem Leserbrief, in dem er sich mit Vorträgen von Hartmut Koschyk sowie Egon Sprecher befasst, deren Aussagen auf, nach denen in Folge des Hitler-Stalin-Paktes (Nichtangriffspaktes vom 23. August 1939) die Bessarabiendeutschen zur Umsiedlung **gezwungen worden** seien. Er legt auf die Richtigstellung wert, dass die Umsiedlung die **freiwillige Entscheidung** der Bessarabiendeutschen gewesen sei. Das bedarf der strikten Interpretation.

Im dem Pakt beigefügten Geheimen Zusatzprotokoll wurde unter Punkt 3 – wie wohl vielen bekannt – erklärt: „*Hinsichtlich des Südostens Europas wird von sowjetischer Seite das Interesse an Bessarabien betont. Von deutscher Seite wird das völlige politische Desinteresse an diesen Gebieten erklärt.*“ Damit kam zum Ausdruck, dass Hitler allein an den Menschen interessiert war. Aber nicht etwa, um sie vor den Sowjets zu schützen, sondern um die Idee vom Großdeutschen Reich weiterzuverfolgen. Er brauchte dafür „*rassisch wertvolle*“ Siedler.

Jauchs Thema war: Nicht Zwang, sondern freie Entscheidung zur Umsiedlung.

Im in allen Orten angeschlagenen **Aufruf** des deutschen Bevollmächtigten vom 15.9.1940 ist u.a. zu lesen: „*Die Regierung des Deutschen Reiches und die Regierung der Union der Sozialistischen Sowjet-Republiken sind übereingekommen, daß die deutschstämmige Bevölkerung frei und unbehindert auf deutschen Boden ausreisen kann, wenn sie den Wunsch dazu hat.*“ Deutlicher wird die politische Absicht dann im folgenden Satz: „**Wir rufen alle Deutschstämmigen auf, sich beim deutschen Bevollmächtigten an den angegebenen Orten zu melden und den Wunsch zur Umsiedlung zu äußern.**“

Rein juristisch gesehen war es zwar jedermanns freiwillige Entscheidung, sich umsiedeln zu lassen oder nicht, doch sollte man im Blick haben, wie es mit der politisch-moralischen Verpflichtung aussah. Bereits nach Hitlers Reichstagsrede vom 6. Oktober 1939 war die deutschsprachige Presse in Rumänien zu folgender Erklärung aufgefordert: „**Für diejenigen Volksgruppen, für die die**

Umsiedlung gilt, gibt es nur eine Haltung, nämlich dem Aufruf des Reiches zu folgen. Denn kein Deutscher, an welchem Ende er auch immer wohnen mag, hat das Recht, auch nur einen flüchtigen Augenblick mit Hitler und seinen Geboten zu hadern.“

Und die Führung der Bessarabiendeutschen nahm diese „*Gebote*“ gewissenhaft wahr. So erklärten Gauleiter Dr. Broneske und der Stabschef Victor Mauch in einem detaillierten Dokument der Gauleitung vom August 1940:

„*Der Grundsatz der Umsiedlung ausländischer Volksgruppen ist durch den Führer Adolf Hitler in seiner grossen Friedensrede vom 6. Oktober 1939 verkündet worden. Die volksdeutsche Mittelstelle [VoMi] brachte uns zur Kenntnis, dass auch die Rückkehr der deutschen Volksgruppe in Bessarabien beschlossen sei und erteilte die Weisung zur Inangriffnahme der Vorbereitungsarbeiten.*“

In dem 14-seitigen Dokument der Umsiedlerorganisation mit dem Titel „*Gau Bessarabien, Organisation für die Umsiedlung, Aufbau und Aufgaben*“, das wohl im Auftrag der VoMi erstellt wurde, folgt dann eine akribische Auflistung der gegliederten Organisationsstruktur für die Umsiedlung - von der Gauleitung über die Beauftragten der diversen Ämter der Umsiedlungsorganisation, der Kreisleitung bis hin zur Ortsleitung. Dazu kommen die Aufgabengebiete sämtlicher Stellen, so etwa die soziale, die gesundheitliche und die wirtschaftliche Betreuung (Erfassung des Vermögens) sowie die besondere Aufgabe der Sammeltätigkeit des Kulturamts.

Bei der Frage nach der Entscheidungsfreiheit des Einzelnen zur Umsiedlung ist die folgende Äußerung sehr bemerkenswert: „*Der Gauleiter ist ferner auf's weitgehendste bedacht, jeden auch den letzten Volksgenossen mitzunehmen und lässt jedermann seine Betreuung mit Rat und Tat angedeihen. Die letzte und größte Aufgabe ist jetzt, die Rückführung deutschen Blutes in die Urheimat. Dort kann und muss sich jeder bewähren.*“ Das Schreiben schließt mit dem Satz: „*Was man zu leisten wusste, hat man getan und tut es auch heute, beseelt, von dem herrlichen Bewusstsein: „Wir dürfen heim!!“*“

Wer hätte da noch den Mut gehabt, anderer Meinung zu sein und nicht mitzujubeln: Wir dürfen heim. Heim ins geliebte Mutterland. Nicht die freie Entscheidung war gefragt, so wird es in den obigen Aussagen des Dokuments „Gau Bessarabien“ deutlich zum Ausdruck gebracht, sondern die bedin-

gungslose Unterordnung unter den Willen des charismatisch verehrten Führers Adolf Hitler. Nicht demokratische Freiheit, sondern – wie man aus der bessarabiendeutschen Presse leicht ersehen kann – das Führerprinzip war seit der Machtübernahme der Erneuerungsbewegung auch in Bessarabien die politische Richtschnur. Kurz: Gerade die selbstbestimmte freiwillige Entscheidung war nicht erwünscht.

Ich bin jetzt nicht auf die von der Ideologie noch zusätzlich geschürte, aber aufgrund der gemachten Erfahrungen auch sehr berechtigte Furcht vor dem Bolschewismus eingegangen. Von den Deutschen, die auf der anderen, sowjetischen Seite des Dnjester im Cherson-Gebiet wohnten, erfuhren die Bessarabiendeutschen, die seit 1918 rumänische Staatsbürger geworden waren, in Briefen von deren schwerem Schicksal. Nun, im Jahr 1940, im wieder sowjetischen Bessarabien, mussten auch sie befürchten, Schikanen wie Deportation oder Enteignungen ausgeliefert zu sein.

Mein Wunsch ist, dass man sich intensiv mit den historischen Gegebenheiten und den Hintergründen befasst. Eine Einstiegshilfe mit vielen Anregungen könnte mein im Bessarabiendeutschen Verein erhältlich Buch sein – Heinz Fieß: Die „Rückführung“ der Volksdeutschen am Beispiel der Bessarabiendeutschen, Umsiedlung 1940, Aufenthalt in den Lagern und Ansiedlung in Polen. Göppingen, 2. Auflage 2016, ISBN 978-3-00-050915-5.

Heinz Fieß, Göppingen

Zitate aus folgenden Quellen:

Hitler-Stalin-Pakt und Geheimes Zusatzprotokoll, abgedruckt bei Gerhart Hass: Der Hitler Stalin Pakt, S. 194 ff, Berlin 1990.

Hitlers Rede vor dem Reichstag, 6. Oktober 1939, ebenda, S. 259-261.

Ergänzende Presseerklärung zur Reichstagsrede, Dirk Jachomowski, Die Umsiedlung der Bessarabien-, Bukowina- und Dobrudscha-deutschen, München 1984, S. 45.

Vgl. auch Horst Eckert, Volkstum und Glaube, Broneske und die Bessarabiendeutschen im 20. Jahrhundert, Laatzen 2016, Abschnitt 5.

Schreiben der Gauleitung vom August 1940, Dokument BA-R59/324, Seiten 123-134, vollständig veröffentlicht im Buch von Heinz Fieß, Die „Rückführung“ ... , mit Genehmigung des Bundesarchivs Berlin-Lichterfelde, Abschrift durch den Verfasser des Buches mit Rechtschreibung wie im Original.

Zur bessarabiendeutschen Presse, Stefanie Wolter: NS-Einfluss auf die Deutschen in Bessarabien, Eine Pressedokumentation, Stuttgart 2013.



HEINZ-JÜRGEN
OERTEL

Wiederholt hatten wir hier Beiträge zu einzelnen Ortschaften abgedruckt. Heute möchten wir etwas zur Geschichte der Dobruška vorstellen und damit eine Anregung geben, sich mit dem vorgestellten Buch intensiver zu beschäftigen.

Wer sich für die Geschichte der Dobruška, von den Anfängen, der Zeit der Römer, der Namensherleitung der Dobruška, bis zur Geschichte unter dem Osmanischen Reich interessiert, dem sei das Buch „Bilder aus der Dobruška 1916–1918“ empfohlen. Dieses Werk verschiedener Autoren behandelt nicht nur die Geschehnisse des Ersten Weltkrieges in der Dobruška, wie der Herausgeber, die „Deutsche Etappen-Verwaltung in der Dobruška“, vermuten lässt, sondern enthält auch Beiträge zu Natur, Wirtschaft, Ethnologie usw.

Paul Traeger, vielen sicher bekannt durch sein Standardwerk „Die Deutschen in der Dobruška“, hat auch im besprochenen Buch einige Beiträge verfasst. Unter dem Titel „Geschichte und Ethnographie der Dobruška“ findet sich auf 82 Seiten ein Überblick mit vielen Bildern.

Paul Träger selbst gibt folgende Einleitung zu diesem Abschnitt im Buch:

„Einen Überblick über die geschichtliche und ethnographische Entwicklung der Dobruška zu gewinnen, ist keine ganz einfache Aufgabe. Sie hat niemals ein selbständiges Staatswesen gebildet und ebenso wenig jemals ihre besondere, national empfindende Bevölkerung gehabt. Immer blieb sie ein Randgebiet größerer Völker und Reiche, dem niemand ein besonderes Interesse schenkte.

Auf ihren Steppen ist keine eigene Kultur entstanden, und es hat hier kein Schrifttum gegeben. Ihre wechselnden Bewohner waren – und sind es überwiegend noch heute – zu allen Zeiten des Schreibens un-



kundig. So muß man, um ein Bild von ihr in der Vergangenheit zu bekommen, gelegentliche, meist ziemlich dürftige Hinweise von den verschiedensten Seiten zusammensuchen, und für lange Perioden fehlen oft selbst diese.

Über die vorgeschichtlichen Verhältnisse ist bisher so gut wie nichts bekannt. Die Funde der Ausgrabungen, die im vergangenen Herbst durch die Untersuchung einer prähistorischen Siedlung an der Donau zutage kamen, beweisen aber, daß zum wenigsten an deren Ufern schon in sehr früher Zeit ansehnliche Niederlassungen bestanden haben, die eine überraschend hohe Kulturstufe erreicht hatten. Reste einer anderen steinzeitlichen Siedlung fand ich im Frühjahr 1917 auch bei Macin.“

Interessant sind auch die von Traeger aufgelisteten Bevölkerungszahlen. Nicht so sehr die absoluten Zahlen, aber die verschiedenen aufgelisteten Nationalitäten für das Jahr 1917:

„Im Bereich der Deutschen Verwaltung wurden Ende Oktober 1917 festgestellt: Rumänen 95.764, Bulgaren 29.323, Tataren 27.398, Türken 13.372, Russen 7.769, Zigeuner 6.396, Deutsche 6.084, Griechen 3.931, Juden 789, Armenier 261, Magyaren 216, Italiener 182, Gagauzen 162, Österreicher 150, Albaner 135. Ferner in geringerer Zahl als 100: Lasen, Montenegriner, Perser, Kurden, Serben, Polen, Schweizer, Holländer und Engländer. Insgesamt 192.362.“

Bei diesen Zahlen ist außerdem zu beachten, dass der nördliche Teil, etwa ab Babadag nördlich, d.h. auch Tulcea, nicht mit einbezogen werden konnte, da dieser Teil als Operationsgebiet der bulgarischen Armee bestimmt war.

Auch im heutigen Rumänien besteht großes Interesse an diesem Buch, so dass 2011 in Konstanz im Verlag EX PONTO eine Rumänische Übersetzung erschien.

Weitere Kapitel im Buch sind:

- Überblick über die Geologie der Dobruška.
- Die Säugetiere und Vögel der Dobruška.
- Die Fischerei im Gebiet der Dobruška.
- Die wirtschaftliche Bedeutung der Dobruška.
- Altertumsforschung in der Dobruška.
- Studien über die Dobruška:
 - Zur Kenntnis der alten Grabhügel in der Dobruška.
 - Die russischen Dörfer.
 - Die russischen Sekten in der Dobruška.
 - Zur Geschichte und Ethnographie der Dobruška.
- Eine Weihnachtsfahrt in die Dobruška vor 32 Jahren.
- Der Dobruška Feldzug.

Leider ist bei einigen Autoren (Kapitel 1, Friedrich Freiherr von Huene) die Urheberrechtslage noch unklar. Falls es gelingt zu allen Autoren dies zu klären, steht einer Neuauflage nichts im Wege. Interessant genug sind die Beiträge auch noch nach 100 Jahren.

Ein Botschafter Bessarabiens

DR. HORST ECKERT

Das Bilgorod-Dnistrovskij (Akkerman) Kreismuseum veranstaltete im letzten Jahr eine erste „wissenschaftlich-praxisorientierte Konferenz“ mit dem Schwerpunkt Bessarabien.

Nach der Begrüßung der Konferenzteilnehmer durch Frau Tatjana Pawlowna Belaja, Direktorin des Museums, hieß auch

die Kulturbeauftragte der Stadtverwaltung die Teilnehmer herzlich willkommen.

Themenvielfalt

Herr Sergej Petrowitsch Betin, Pastor der evangelisch-presbyterianischen Kirche, sprach zum Thema „500 Jahre Reformation mit Schlussfolgerungen für die Ukraine“. So sei die Reformation nicht nur ein deutsches, sondern ein europäi-

sches Ergebnis. Das reformatorische Geschehen veränderte das politische und konfessionelle Gefüge in Europa erheblich. Es wirkte sich sowohl auf die Reiche als auch auf Religionen, Städte und Stände aus.

Frau Domnikija Petrowna Jankowa referierte faktenreich über Forschungsergebnisse zur Handschriftensammlung des Museums aus dem 19. Jahrhundert.



Herr Pastor S. P. Betin und Frau T.P. Belaja

Auswanderungsausstellung

Angesichts der 200-Jahrfeiern mehrerer Mutterkolonien und weiterer Jubiläen in bessarabischen Dörfern reiften wohl im Kreismuseum Akkerman Überlegungen, anhand einer schwäbischen Familie den schweren Weg ihrer Auswanderung und Etappen ihrer weiteren persönlichen Entwicklung möglichst anschaulich und nachvollziehbar präsentieren zu lassen. Als Ausgangspunkt dazu bot sich an, die heutige Kreisstadt Mössingen¹ in Württemberg auszuwählen. Denn der damalige Ort zählte vor mehr als 200 Jahren zu den Zentren mit den höchsten Auswanderungszahlen. Die Auswanderungswelle in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts führte die Württemberger von hieraus ostwärts, so nach Polen, Südrussland und den Kaukasus.

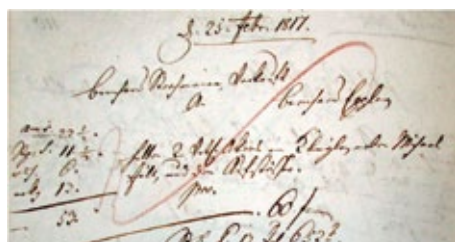
Strohmaiers aus Mössingen

Frau Dr. Franziska Blum, Leiterin Museen und Archiv, erbrachte bei meinem Besuch rasch den Nachweis, dass die Familien der Strohmaiers seit langem in Mössingen ansässig waren. Aktenkundig ist, dass sich Bernhard Strohmaier am 24.4.1817 mit seiner Ehefrau Kat-



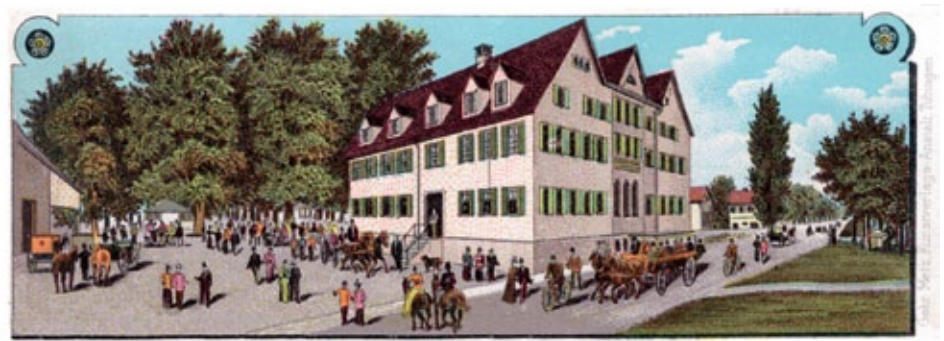
Kauf-Buch 1814/22

¹ Erste urkundliche Erwähnung im Jahr 774 Kloster Lorsch.



Auszug aus dem Kauf-Buch: zu sehen sind Namenszug und eine Verkaufs-Operation von Bernhard Strohmaier

(Quelle: Archiv Mössingen)



Karte mit Bild von Bad Sebastiansweiler, einem Ortsteil von Mössingen

arina, geb. Schäfer sowie sieben Kindern auf den durchaus riskanten Weg in Richtung Großliebental begaben. Zuvor galt es allerdings noch einige Regularien zu berücksichtigen. Dazu zählten z.B. die Verkäufe von Land, Wald und Wiese. Bernhard Strohmaier tätigte laut Kauf-Buch 1814/22 insgesamt 16 Operationen und entsprach mit den daraus er-

zielten Geldbeträgen auch in dieser Hinsicht den Orientierungen der russischen Administration.

Die Trennung von der vertrauten Heimat dürfte der Familie Strohmaier nicht leicht gefallen sein, zumal das jüngste Kind erst zwei Jahre alt war.

Der Maler August von Heckel (1824 Landshut – 1883 München) bringt den emotionalen Abschied wohl trefflich in dem Gemälde „Schwäbische Auswanderer“ zum Ausdruck.

Reisetappen

Die Ausreise nach Südrussland erfolgte donauabwärts auf einer „Ulmer Schachtel“. In nahezu jeder Beschreibung der Flussfahrt finden sich Hinweise auf die vielfach überfüllten Schiffe, die qualvolle Enge sowie die großen Reisetrapazen. Großliebental als erste wichtige Station der Familie Bernhard Strohmaier wird in mehreren Quellen auch als Geburtsort²



Gemälde „Schwäbische Auswanderer“ von August von Heckel

² eine abschließende Klärung steht allerdings noch aus – Dorf Schirjajew im Nekrolog



Ausreise auf der Ulmer Schachtel, gemalt von Viktor Hurr



Friedrich Strohmaier (1863–1937),
Sohn schwäbischer Auswanderer

des am 29.4.1863 geborenen Friedrich Strohmaier genannt³, der der bessarabischen Gemeinschaft im Laufe seines Lebens als Journalist gute Dienste leistete. Als erwiesen gilt, dass Friedrich Strohmaier wesentliche Jahre seiner schweren Kindheit und Jugend in Großliebental verbrachte.

Werdegang des Friedrich Strohmaier

Bereits im Alter von vier Jahren starb sein Vater. Schon als Knabe musste er Feldarbeit verrichten und zum Familieneinkommen beitragen. Erst als Jugendlicher, bereits 16 Jahre alt, konnte Strohmaier die erste Klasse der Zentralschule in Großliebental besuchen. Friedrich war nicht nur größer und älter als seine Schulkameraden, er hatte auch Rückstände in der Sprachausbildung. Für ihn waren die erlittenen Kränkungen aufgrund seiner Nachteile sicher nicht einfach zu ertragen. Mit enormem Fleiß und infolge seiner offenkundigen Begabung erlernte er nicht nur das Lesen und Schreiben sehr schnell, sondern beendete auch erfolgreich diese Schule und erlangte die Lehramtsbefähigung.

Für Strohmaier begann jetzt eine Etappe in seiner beruflichen Entwicklung, die prägend für den weiteren Lebensweg sein sollte. Es sind dies die vielfältigen und anspruchsvollen Aufgaben eines Wollschreibers, die er mit großem Elan übernahm. Nach einigen Stationen wurde er in Lustdorf (heute ein Ortsteil von Odessa) tätig.



Erst mit 16 besuchte F. Strohmaier die
Zentralschule in Großliebental

In Schabo folgte 1896 eine neue Herausforderung in seiner beruflichen Entwicklung, die ausschlaggebend für ihn sein sollte. Diese Position war hinsichtlich ihres Ansehens und der möglichen Einflussnahme auf verschiedene Geschäftsvorgänge von erheblicher Bedeutung (z.B. Protokolle, Landkäufe/Verkäufe, Verhandlungen über Anstellungsverträge). Diese Tätigkeiten führte er mehr als acht Jahre gewissenhaft aus.

Die Station Schabo dürfte für Strohmaier wohl mit einem bessarabischen Ziehbrunnen verglichen werden, aus dem er in seiner Arbeit vor allem als Journalist zu schöpfen wusste. Strohmaiers offener, praktischer Umgang mit den ihm angebotenen Fragen auf juristischem und administrativem Gebiet lässt seinen Bekanntheitsgrad schon bald über Schabo hinaus wachsen. 1904 übersiedelte er nach Akkerman und wurde in der Kreisverwaltung tätig. Hier sammelte er weitere Erfahrungen und erwarb Kenntnisse, die sich in tiefgründigen Berichten und Reportagen niederschlugen.

Hintergrundwissen

Wertvolle praxisbezogene Fähigkeiten erwarb Strohmaier auf dem Sektor der Finanzen (z.B. in der Mannsburger Kreditgesellschaft) sowie in Positionen des produzierenden Gewerbes (z.B. Weizenmühle des Unternehmers Christian Genter, Lichtental). In der hochangesehenen Odessaer Zeitung, deren Nummer 1 am 1. Januar 1863 erschien, schrieb Friedrich Strohmaier später z.B. unter der Überschrift „Ein neues Arbeitsgebiet“:

„In Südrussland gibt es mehr als 100 große, kaufmännisch betriebene Dampfmühlen, die in den Händen der Kolonisten sind. Auf diesen großen Mühlen wird die Müllerei schon nicht mehr handwerksmäßig betrieben, sondern technisch und nach wissenschaftlichen Grundsätzen. An den Mühlen werden daher auch große Anforderungen gestellt, denen der reine Praktiker nicht mehr genügen kann. Der Mann muss auf wissenschaftlichem Wege, d.h. durch die Schule für seinen Beruf vorbereitet werden. Und gerade auf diesen Beruf eines wissenschaftlich ausgebildeten Müllers möchten wir heute die Aufmerksamkeit unserer Leser lenken. Mancher

wohlhabende Bauer lässt seinen Sohn die Zentralschule durchmachen. Dann steht er aber vor der wichtigen Frage: was weiter? Gut, wenn der junge Mann Lehrer oder Schreiber werden will. Wenn er aber dazu keine Neigung hat, und Vater ihn in seiner Wirtschaft nicht verwenden kann?

Der Weg zur Hochschule ist langwierig und kostspielig, denn er führt durch Gymnasium oder die Realschule, und dann meist folgt die Hochschule mit mindestens einjährigem Kursus.

Wir glauben daher vielen unserer Leser einen Dienst zu erweisen, wenn wir sie darauf aufmerksam machen, daß hier in Odessa eine Müllerschule besteht.“

Diese deutschsprachige Publikation wollte die deutschen Kolonisten in Südrussland vertreten und den Fortschritt, die Bildung und den Wohlstand in den Dörfern fördern.

Zunächst erschien sie dreimal in der Woche. Anfangs hatte die Zeitung damit zu kämpfen, um wirtschaftlich zu überleben. Mit zunehmender Bildung in den Dörfern stiegen das Lesebedürfnis und die Zahl der Abonnenten.

Dort gab es eine Kolumne „Koloniales“. Unter dieser Überschrift wurde meistens alle zwei bis drei Tage das Leben im Kreis Akkerman anschaulich dargestellt. Häufig allerdings auch sehr kritisch. Diese Spalte wurde eine Art Markenzeichen der Zeitung. Die Berichte lieferte Strohmaier. Offensichtlich war er stark mit dem Leben der Menschen seines Kreises verbunden. Hinzu kam noch der Wirtschaftskalender, eine populäre Publikation, in der auch Strohmaiers Arbeiten veröffentlicht wurden.

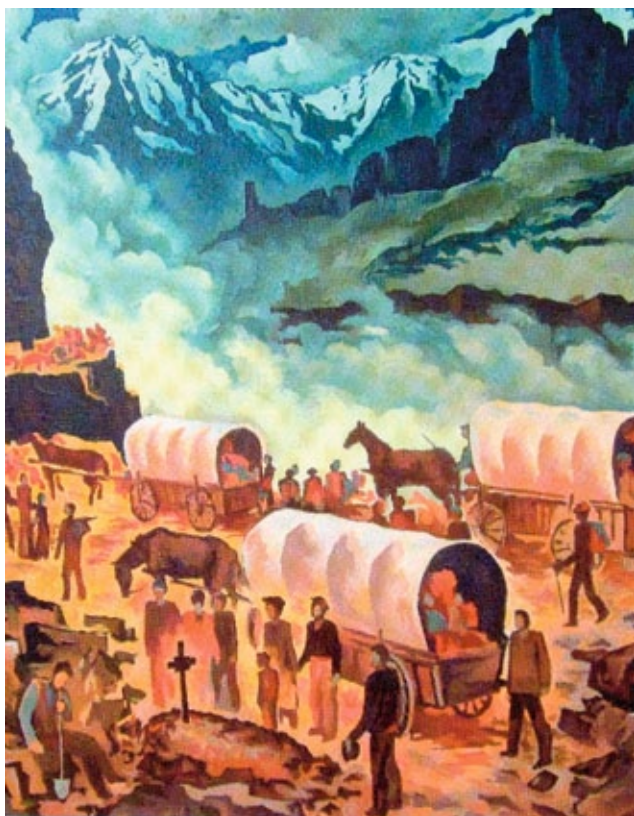
Er war ein sehr fleißiger Schreiber und entwickelte sich schon bald zu einem geachteten Journalisten dieser und weiterer Zeitungen.

Strohmaier scheute keine Auseinandersetzung, wenn es um die Aufklärung und Beseitigung von Missständen ging. Er bearbeitete zahlreiche Gebiete. Herausragend dabei z.B.: Schulwesen, Erziehung/Bildung; Landwirtschaft und Technik.

Internationaler Journalismus

Eine Besonderheit stellte seine Tätigkeit für die amerikanisch/deutsche Zeitung „Der Staatsanzeiger“ in Bismarck, Nord-Dakota, dar. Es war eine besonders fruchtbare Schaffensperiode. Sie dauerte mehr als 20 Jahre und war durchaus ungewöhnlich. Strohmaier schickte Berichte und Reportagen an die Zeitung in Dakota. In diesem Bundesstaat, der aufgrund seiner Steppenlandschaft Ähnlichkeiten mit Bessarabien aufwies, hatten sich Deutsche aus Württemberg angesiedelt. Einige waren zunächst erst in Südrussland sesshaft und sind dann weitergezogen, da wichtige Privilegien der russischen Seite außer Kraft

³ Im Ortsplan der deutschen Siedlung Großliebental, Kreis Odessa, Stand 1943, sind Spuren der Familie Strohmaier noch deutlich auffindbar.



Maler Viktor Hurr: Schwäbische Siedler durchqueren auf gefährlichen Pfaden das Hochgebirge des Großen Kaukasus.

gesetzt wurden, z.B. die Freistellung vom Wehrdienst. Strohmaier berichtete anschaulich und regelmäßig über die Situation in Bessarabien, das Leben in Akkerman, die Entwicklung in den Dörfern und auch über politische Ereignisse. Allein im Jahre 1920 wurden mehr als 80 Arbeiten von ihm veröffentlicht.

Strohmaiers Tätigkeit wies auch eine weitere interessante Komponente auf. So sorgten seine Honorare aus Übersee für eine wirtschaftlich weitgehend stabile Grundlage, um auch noch Mitte der 30er Jahre relativ unabhängig agieren zu können. Zweifellos übernahm Strohmaier zeitweilig eine Brückenfunktion zwischen Bessarabien und den deutschen Siedlern in Amerika, die er erfolgreich zu gestalten wusste.



Namensliste der Insassen

Themen die bewegen

Erstmals erschien am 18. Juni 1906 die „Kaukasische Post“, eine Wochenzeitung, die sich als „einzige deutsche Zeitung des Kaukasus“ bezeichnete. Als Herausgeber wirkte Baron Kurt von Kutzschenbach, und als Chefredakteur war der Schriftsteller und Journalist Artur Leist tätig. Die Zeitung deckte eine breite Themenpalette ab, die von politischen Leitartikeln über Nachrichten aus deutschen Kolonien bis zu landwirtschaftlichen Themen sowie Gesundheit und Erziehung reichte. Friedrich Strohmaier wusste wohl, dass sich unter den Siedlern im Kaukasus zahlreiche Auswanderer aus Württemberg sowie Separatisten auf der Suche nach dem Berg Ararat befanden, die letztlich teilweise in dieser Region sesshaft wurden. Seine

Artikel entsprachen einer potentiellen Leserschaft mit interessanten Reportagen und Berichten vor allem über Bessarabien und seinem Kernthema der Stadt und des Kreises Akkerman.⁴

Nicht zuletzt hatte Strohmaier bereits in der Odessaer Zeitung auf aussichtsreiche Marktentwicklungen in dieser Region (z.B. Landerwerb, Möglichkeiten der Neuansiedlung und Preistendenzen) früh-

⁴ „Splitter aus Bessarabien“; „Brief aus Bessarabien“; „Aus aller Welt“; „Handel und Gewerbe. Ungehobene Bodenschätze. Eine neue Industrie für Rußland“

zeitig aufmerksam gemacht. Auch sein lebendiger und umfassender Bericht im Frühjahr 1913 über eine dreiwöchige Reise durch das Terek-Gebiet fand anerkennende Berücksichtigung in der Kaukasischen Post.

Strohmaier schrieb sehr häufig regierungskritische Artikel, die auch als Anlass für Hausdurchsuchungen dienten. Gedichte vor allem aus früherer Jugend sind dabei unwiderruflich verloren gegangen. Im Jahre 1917 wurde er für mehrere Monate in Kischinau in Arrest genommen. Friedrich Strohmaier starb am 3.6.1937 und wurde auf dem Friedhof in Akkerman begraben. Sein Grabstein ist zwischenzeitlich sachgerecht behandelt worden, um das Original möglichst lange zu erhalten.



Grabstein von Friedrich Strohmaier

Nachfahren

Aus seiner ersten Ehe mit Karoline Häberle, die bereits mit 25 Jahren starb, verblieben vier Töchter. Er war dann in



Gefängnis in Kischinau

zweiter Ehe, aus der sechs Söhne überlebten, mit Pauline Jundt verheiratet, die aus Schabo stammte und nach der Umsiedlung in Baden-Württemberg sesshaft wurde.

An Strohmaier beeindruckte u. a., mit welchem Einsatz er z. B. seine öffentlich bekundeten Überzeugungen vom hohen Gut einer notwendigen guten Schulausbildung und beruflichen Weiterbildung in seiner eigenen Familie in die Tat umsetzte.

So erwarben vier Söhne einen Hoch- und zwei den Mittelschulabschluss.

Bei der feierlichen Verabschiedung des Staatsanwalts Gottfried Strohmaier, Sohn des Journalisten Friedrich Strohmaier, aus dem Dienst beim Amtsgericht in Erlagen ist in der Würdigung nicht versäumt worden, auf dessen Wurzeln in Bessarabien hinzuweisen. Gut vorstellbar, dass darin auch eine nachträgliche Wertschätzung mitschwang, die dem respektierten Familienvater Friedrich Strohmaier in Akkerman galt.

Abschluss der Konferenz

Im Rahmen der Konferenz präsentierte außerdem Herr Alexej, Nikoleijewitsch Köhler, Odessa, weitere Forschungsergebnisse über die im Schwarzmeerraum angesiedelten Deutschen. Herr Dr. Sergej Nikoleijewitsch Ermoschkin informierte über interessante Aspekte des Museums der nationalen Minderheiten in der Ukraine.

Wladislaw Lawruk, Schüler am Gymnasium in Akkerman, setzte mit einem Beitrag über Recherchen zur Geschichte seines Wohnhauses und die früher dort lebende deutsche Familie einen interessanten Schlusspunkt. Damit beendete ein junger, hoffnungsvoller Ukrainer die an-



W. Lawruk und Frau T. P. Belaja

spruchsvolle Tagung auch mit einem optimistischen Ausblick auf die Bewahrung der Geschichte Bessarabiens.

Frau Belaja und ihren Mitarbeitern gebührt Dank für die Konferenz, die sicher als Auftakt zu ähnlichen Veranstaltungen ermuntern soll.

Publikumspreis für das Gedicht „Ufer“ von Kristiane Kondrat

Am 6. Dezember 2017 wurde erstmals der Spiegelungen-Preis für Lyrik verliehen. Die Preisträger nahmen ihre Ehrungen bei einer festlichen Veranstaltung im Lyrik-Kabinett in München entgegen. U. a. wurde Kristiane Kondrat mit dem Publikumspreis für ihr Gedicht „Ufer“ ausgezeichnet. Wählen durfte das Publikum online zwischen zehn von insgesamt 259 Zusendungen.

Initiator dieser Auszeichnung ist die Zeitschrift „Spiegelungen“, herausgegeben vom Institut für deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas (IKGS) an der Ludwig-Maximilians-Universität (LMU) in München. Der Literaturpreis bekam außerdem Mittel aus dem Kulturerat der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien. Weitere Informationen zum Preis und zum Institut gibt es im Internet auf <http://spiegelungen.net/> und <http://www.ikgs.de/>

Zurück zu dem Gedicht, das so vielen Menschen aus der Seele gesprochen hat. „Ufer“ beschreibt in eindrucksvollen literarischen Bildern den Schmerz von Heimatlosigkeit und das Gewahrwerden von Kontaktstörung. Mit der Schwierigkeit, am Wohnort richtig heimisch zu werden, hat Kristiane Kondrat sicher ihre eigenen Erfahrungen gemacht. Sie wurde 1938 in Reschitz/Banater Bergland in Rumänien als Tochter einer deutschsprachigen Familie mit sozialdemokratischer Tradition geboren. Ihr bürgerlicher Name ist Aloisia Bohn, geb. Fabry, doch seit sie 1973 nach Deutschland gekommen ist, schreibt

sie unter dem Pseudonym Kristiane Kondrat. Grund hierfür ist die Schweigeerklärung, die sie beim Verlassen Rumäniens unterschreiben musste; sie hat sich dazu verpflichtet, nichts zu veröffentlichen, was der Sozialistischen Republik Rumänien Schaden zufügen könnte. Kondrat studierte Germanistik und Ru-

mänistik in Temeswar und schreibt Romane, Lyrik und Satire.

Der Nachdruck des Gedichts „Ufer“ im Mitteilungsblatt des Bessarabiendeutschen Vereins erfolgt mit freundlicher Genehmigung der Autorin Kristiane Kondrat.

Ufer

*Vornübergebeugte
Landschaft im Spiegel
darunter Schürfwunden
auf der Haut der Steine
ein immer anderes Wasser
bewegt sich zwischen Spiegel
und Stein zum See mit
tiefer gesunkenem Lächeln
vom Ufer gekommen, von einem, der stand
an der Grenze zwischen Regen und
Nichtregen an sich selbst gelehnt
das innere Rot vom äußeren Grün getrennt
an einem kleinen Bahnhof ohne Dorf
gewitterhell überrascht
Du weißt es auch: Die Rufe
vom anderen Ufer her gegen den See
das Boot in einem alten Bild
können uns nicht erreichen
wir haben kein Ufer
auf unserer Seite*



Kristiane Kondrat

Dr. Günter Krings wird Übergangsnachfolger von Hartmut Koschyk als Aussiedlerbeauftragter

MARC.-P. HALATSCH

Am 20. September 2017 teilte das Bundesministerium des Innern in einer Pressemitteilung mit, der Parlamentarische Staatssekretär Prof. Dr. Günter Krings MdB werde in der Nachfolge von Hartmut Koschyk MdB ab dem 1. November 2017 übergangsweise die Aufgaben des Beauftragten der Bundesregierung für Aussiedlerfragen und nationale Minderheiten übernehmen. Koschyk habe zum 31. Oktober 2017 um Entbindung von den Amtsgeschäften gebeten, weil er nicht noch einmal für den Deutschen Bundestag kandidiert. Bis zur Bestellung eines neuen Beauftragten durch die nächste Bundesregierung wird Dr. Krings also die Anliegen der Aussiedler, der nationalen Minderheiten in Deutschland sowie der deutschen Minderheiten im Ausland auf der Regierungsebene vertreten.

BdV-Präsident Dr. Bernd Fabritius MdB bezeichnete diese Übergangsnachfolge als „wichtiges Signal in Richtung der betroffenen Gruppen, dass das Bundeskabinett ihre Anliegen stets mit im Blick hat“. „Mit der Berufung eines erfahrenen Parlamentariers und Staatssekretärs wie Dr. Krings kann die hervorragende Arbeit, die Hartmut Koschyk in den letzten vier Jahren geleistet hat, nahtlos fortgesetzt werden“, erklärte der BdV-Präsident. Daraus lasse sich ableiten, dass eine neue Bundesregierung unter CDU/CSU-Führung dem Amt des Aussiedlerbeauftragten auch zukünftig einen wichtigen Stellenwert einräumen werde, betonte Fabritius und lobte die politische Kontinuität.

Arbeitsgespräch mit dem BdV-Präsidium Bereits Anfang September hatte sich das Präsidium des Bundes der Vertriebenen zu

einem Arbeitsgespräch mit dem Bundesbeauftragten Hartmut Koschyk in Berlin getroffen. Im offenen Austausch wurde Vieles besprochen, was in gemeinsamer Anstrengung während der letzten Legislaturperiode hatte erreicht werden können, wie etwa die Anerkennungsleistung an ehemalige deutsche Zwangsarbeiter, der nationale Gedenktag für die Opfer von Flucht und Vertreibung oder die neugestaltete Förderkonzeption der Bundesregierung nach § 96 des Bundesvertriebenen- und Flüchtlingsgesetzes. Ebenso

wurde erörtert, in welchen Bereichen weiterhin besonderer Einsatz notwendig ist. BdV-Präsident Dr. Fabritius dankte Koschyk bereits in diesem Rahmen für die langjährige vertrauensvolle Zusammenarbeit und bat ihn, die gemeinsamen Anliegen auch nach seinem Ausscheiden aus dem Deutschen Bundestag zu unterstützen. Auch Koschyk sprach von einer konstruktiven Zusammenarbeit und würdigte das Engagement des BdV und seiner Gliederungen, gerade im verständigungs-politischen Bereich.



Nach dem Gespräch des BdV-Präsidiums mit dem Beauftragten der Bundesregierung für Aussiedlerfragen und nationale Minderheiten, Hartmut Koschyk (v.l.n.r.): Klaus Schuck, Christian Knauer, Gisela Schewell, Siegbert Ortman, Stephan Grigat, Waldemar Eisenbraun, Hartmut Koschyk MdB, Milan Horáček, Dr. Bernd Fabritius MdB, Reinfried Vogler, Dr. Maria Werthan und Dr. Jörg Bentmann
(Foto: Marc-P. Halatsch/BdV)

Die Suche nach den Wurzeln führt die Welt zusammen

Auswanderung aus Bessarabien nach Amerika im Jahre 1906

– Zu schade, um im Aktenschrank in Vergessenheit zu geraten.

HEINZ FIESS

Teil 1

Schaible-Wurzeln, aufgeschrieben von Robert R. Schaible, Bismarck, Nord Dakota, und ins Deutsche übersetzt von Heinz Fieß, verheiratet mit Erika, geb. Schaible.

Wie kam es zum Kontakt? Völlig überraschend erhielt Erikas Vater Artur Schaible im Juli 1996 einen Brief aus Bismarck in Nord Dakota. In engli-

scher Sprache war da zu lesen: „Bitte erlauben Sie mir, dass ich mich vorstelle. Mein Name ist Robert Schaible und ich lebe in Bismarck, Nord Dakota. Auch ich sammle genealogische Informationen und ich glaube, wir haben gemeinsame Vorfahren.“ Und weiter: „Im November 1995 erhielt ich eine Kopie Ihres genealogischen Buches ‘Chronik der Familie Schaible’ von einer Person in Aberdeen, Süd Dakota. Aus Ihrem Familienbuch erfuhr ich, dass Ihre und meine Famili-

en-Wurzeln eine gemeinsame Verbindung haben. Ich wurde sehr aufgeregt, weil ich nichts von Ihrer Familie in Deutschland wusste. Doch bis jetzt kam ich nicht dazu, Ihnen zu schreiben. Entschuldigen Sie bitte.“

Erikas Bruder Artur hatte ebenfalls schon viel über die Schaible Familie geforscht – er konnte die Vorfahren lückenlos bis zu Mattheus Schaible, geb. 1580, Schultheiß von Altensteig, zurückverfolgen. Auch er



Erstes persönliches Kennenlernen mit Bob und Birdie in Göppingen. v.l.: die vier Schaibles Artur, Birdie, Bob und Erika mit Heinz
Foto: Privat



Erika und Artur mit ihrem „Vetter“ aus Amerika. Erika, Bob und Artur haben den gleichen Ururgroßvater
Foto: Privat



Heinrich Schaible und Emilia Buchwitz-Schaible
Foto: Privates Familienarchiv

war genauso wie Erika begeistert, nun zu erfahren, dass es einen gemeinsamen Ururgroßvater gibt, und zwar Johann Schaible, geb. im Jahre 1811 in Erdmannsweiler/Kochanow in Polen, gest. am 17.12.1866 in Neu-Elft Bessarabien. Kein Wunder, dass sich aus diesem gemeinsamen Interesse eine persönliche Begegnung ergeben sollte. Es kam im September 1998 zu einem längeren Besuch von Robert (Bob) Schaible und seiner Frau Roberta (Birdie) bei seiner 1997 fast zufällig wiederentdeckten Schaible-Verwandtschaft in Württemberg.

Bei diesem Anlass überreichte Bob auch seine hochinteressanten Aufzeichnungen über die Geschichte und die Lebenswelt seiner Vorfahren und speziell der kinderreichen Familie seiner Großeltern, die 1906 aus Bessarabien nach Nord Dakota ausgewandert sind und dort wieder neu beginnen mussten. In einem fremden Land mit einer fremden Sprache.

Der 2005 leider überraschend verstorbene Robert Schaible, damals Stellvertreter der Staatssekretär in Nord Dakota, stellte seinem Buch die folgende Widmung für seine Großeltern voran:

Dieses Buch ist dem Gedenken an HEINRICH SCHAIBLE und EMILIA BUCHWITZ-SCHAIBLE gewidmet. Sie haben uns in harter Arbeit und Selbstaufopferung ein ausgezeichnetes Vorbild gegeben, an das wir uns allezeit halten können.

Außerdem erklärt Bob Schaible den Hintergrund für die Entstehung seines Buches: *Ich begann ungefähr 1979 an diesem Vorhaben zu arbeiten, als ich eine Broschüre für das Verworn Familientreffen vorbereitete. Zur gleichen Zeit arbeitete ich viel an den Schaible-Wurzeln. Ich wurde wirklich motiviert, mehr an diesem Buch zu arbeiten, als für 1990 ein Schaible Familientreffen geplant wurde. Um den Inhalt dieses Buches zu erforschen, habe ich viele, viele Stunden auf-*

gebracht. Ich hoffe, dass es euren Zuspruch findet. Es liegt auf der Hand, dass diese Art von Projekt nie beendet sein kann, und Familiengeschichte geht weiter und weiter. Es könnte noch mehr Arbeit geleistet werden, um die Wurzeln in Deutschland, Russland und selbst hier in Nord Dakota aufzuspüren.

Hier nun Auszüge aus Bob Schaibles Aufzeichnungen, zusammengestellt und ergänzt von Heinz Fieß
Veröffentlichung im Mitteilungsblatt mit freundlichen Genehmigung von Bobs Frau Roberta Schaible

Nachdem er kurz die Auswanderung aus Württemberg nach Polen und von dort nach Bessarabien anspricht, schreibt Bob Schaible zum Verlassen seiner Vorfahren von Bessarabien anfangs des 20. Jahrhunderts: *Es sei angemerkt, dass in Russland soeben eine Revolution stattfand, die Russland eventuell zu einem kommunistischen Land werden ließ. Lenin führte die Bolschewiken in einer Revolte gegen Zar Nikolaus I. an. Die Deutschen wollten unter dieser Art von Streit und Tumult nicht leben. So verkauften sie ihr Land und ihre Häuser, gewöhnlich mit Verlust, weil so viele andere Menschen Russland verlassen wollten. Sie wollten weg von der Behandlung als zweitklassige Bürger; weg von den Dieben ihres Besitzes, weg von den Kriegen – und sie wollten ein neues Leben beginnen, egal was es kosten würde.*

In dieser Situation machte sich auch Bobs 1885 in Neu-Sarata/Bessarabien geborener Großvater Heinrich Schaible mit vielen anderen auf den Weg nach Amerika, andere Schaibles blieben in Bessarabien. Nach einer anstrengenden Schiffsfahrt auf der „Fatherland“ von Antwerpen nach New York im Jahr 1906 kam Heinrich mit seinen Eltern nach langer Bahnreise in Nord Dakota an. Er war zusammen mit der Familie Buchwitz aus Leipzig/Bessarabien ausgewandert. Nach seiner Heirat 1907 mit Emilia Buchwitz machten sie sich in der Nähe von Alt-Leipzig in Nord Dakota unter einfachsten Verhältnissen sesshaft.

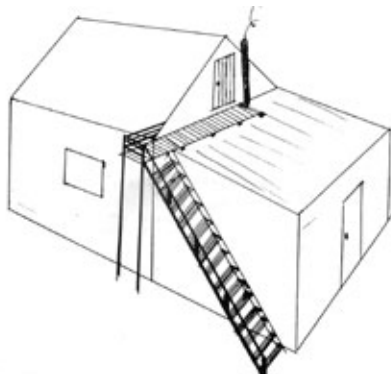
Bob Schaible beschreibt allgemein **die Anfangszeit**: *Sie bauten Häuser und Schuppen aus Feldsteinen, Steppengras, Lehm und Strohbindeln. Die Lehmhäuser hatten Vor- und Nachteile. Sie waren im Winter warm und im Sommer kühl. Aber sie hatten im ersten Jahr keine besonders guten Dächer und diese waren vermutlich undicht, wenn es regnete. Sie bauten auch Räuherkammern, Hühnerställe und andere Farmgebäude mit den zur Verfügung stehenden Materialien. In manchen Fällen wurden diese Gebäude direkt an das Wohnhaus angefügt. Es gab nur wenig Holz zu kaufen, und die Möbel, Türen und Fenster wurden selbst gemacht. Ihr Leben war nicht leicht. Zum Glück: Wild gab es reichlich.*

Heinrich Schaible war 21 Jahre alt, als er in die Vereinigten Staaten kam, und er wurde gerade 22, als er heiratete. Emilia Buchwitz stand drei Wochen vor ihrem achtzehnten Geburtstag, als sie in ihrem Elternhaus heiratete. Pastor Georg Wolf, der Mott und die Lutherische Dreieinigkeitskirche betreute (jetzt als die Heupel Lutherische Kirche bekannt), vollzog die Trauung... Laut Arnold Friesz, dem zurzeit das Land gehört, wohnten die Schaibles in einem kleinen Holzhaus. Es maß 16 auf 18 Fuß [ca. 5 m auf 6 m].

Später wurde an der Ostseite des Hauses ein Anbau hinzugefügt, der das Gebäude auf 16 mal 30 Fuß [ca. 5 m auf 9,5 m] erweiterte. Ein großer Raum im Erdgeschoß war gleichzeitig die Küche, das Esszimmer, das Wohnzimmer und das Schlafzimmer. Der Küchenherd an der Ostseite des Raumes wurde gebraucht, um das ganze Haus zu heizen. Eine Zeitlang waren das einzige Heizmaterial für den Herd getrocknete Kuhfladen und Getreidehälsen, die sie im Sommer gesammelt hatten. Im Obergeschoß war ein großer Raum mit nichts als Betten. Um das Obergeschoß zu erreichen, mussten die Kinder eine Außentreppe benutzen. Es muss im Winter kalt gewesen sein, um sich anzuziehen und zum Frühstück hinunterzusteigen. An dieser Stelle gibt es heute keine Gebäude, aber es gibt Steinfundamente.



Das erste Haus von Henry und Emelia
Foto: Privat



Das Haus mit Anbau und Außentreppe
Zeichnung: Greg Schaible

Ihre ersten neun Kinder werden in diesem Haus geboren worden sein, womöglich mit der Hilfe von Dr. F.C. Lorenzen von Elgin oder einer Hebamme. Es waren Pauline, Wilhelm, Elsi, Johann, Rudolph, Albert, Hilda, Arthur und Oscar. Eigentlich sollte Oscar mit Hilfe eines Doktors geboren werden. Emilia gebar ihn aber ohne die Hilfe des Doktors, und nach der Geburt legte sie ihn auf ihren Bauch, bis die Hilfe eintraf.

Als die Familie und auch die Ansprüche immer größer werden, ziehen Heinrich und Emilia nach Mott, wo sie nun ein größeres Haus und eine größere Farm haben. Detailliert und liebevoll berichtet Bob Schaible, was ihm über **das Leben auf der Farm** erzählt wurde. Es dürfte sich zunächst gar nicht so sehr vom bäuerlichen Leben einer kinderreichen Familie in Bessarabien unterscheiden haben.

Die Feldarbeit wurde mit Pferden verrichtet. Die Geräte waren einfach: Einscharpflüge, Eggen, Rechen, Wagen, Mäher, alles von Pferden gezogen – und selbst Sensen wurden verwendet. Nach der Ernte wurde das Getreide auf Pferdewagen in die Stadt gekarrt. Alles musste mit Pferden oder mit Hand getan werden. Sie hatten ihre eigenen Kübe, Hühner, Gänse, Enten, Schafe, Schweine und andere Farmtiere, von welchen sie ihr Leben fristeten. Dann mussten sich unsere Verwandten um Schneestürme Sorgen machen, Steppenbrände, die sich meilenweit ausbreiten konnten, Wirbelstürme, Heuschrecken und andere Plagen. Ein Wirbelsturm fiel über den Bauernhof von Daniel Buchwitz herein und riss einen Teil des Vorraumes mit sich. Das Leben unserer Vorfäter war nicht einfach. Doch unsere Vorfahren waren sehr genügsam und überlebten im Flachland des südwestlichen Nord Dakota. Sonntag war der Tag der Ruhe und des Kirchgangs. Dann kamen sie zusammen und trafen sich mit Familienangehörigen und Freunden. Welche großartige Möglichkeit, um Gemeinschaft zu pflegen und die Verwandten kennenzulernen.

Keine Frage, dass die Kinder voll in das Arbeitsleben auf der Farm mit eingebunden waren:

Einige der Kinder mussten die Schweine füttern und tränken. Dies bedeutet, dass an den meisten Tagen der überschwappende Kübel vom Haus zum Schweinetrog westlich vom Kubstall getragen wurde. Alles, was nicht brannte, ging in den Schweinetrog. Selbst nach der Trennung von Milch wurde meist die entrahmte Milch den Schweinen und Kälbern gefüttert. Nach der Fütterung der Kälber wollten diese mehr Milch und saugten eine Zeitlang einander an den Obren.

Einige der Kinder mussten die Kübe melken. Das bedeutet, dass die Kübe von der Weide hereingeholt werden mussten. Im Stall wurde Futter in den Trog gelegt, um sie in ihre Box zu locken. Manchmal mussten die Zitzen abgewaschen werden, weil sie vom Schlamm des Baches verschmutzt waren. Das Melken von Hand brauchte seine Zeit. Dann konnte es sein, dass die Kübe zusammendrängten und die Melker einquetschten. Die Melkschemel wurden vielfach benutzt, manchmal um eine Kub auf andere Gedanken zu bringen. Nach dem Melken war es Zeit, die Milch und Sahne zu trennen. Während dies getan wurde, musste jemand anderer die Mistrinne hinter der Kub reinigen. Im Winter blieben die Kübe wegen der niedrigen Temperaturen im Stall. In dieser Zeit musste der Stall ausgemistet werden. Ein großer Misthaufen wurde während des Winters aufgeschichtet, der später weggekarrt und als Bodenverbesserer auf den Feldern verteilt wurde. Der Milchscheider hatte eine große Kurbel, die von Hand gedreht werden musste, während die Milch in eine große Öffnung oben am Milchscheider geleert wurde. Sobald der Milchscheider die richtige Geschwindigkeit erreicht hatte, wurde der Zapfen gedreht und die Milch wurde in Rahm und in entrahmte Milch getrennt. Alle Arten dieser täglich anfallenden Produkte wurden dann zum Kochen gebraucht. Es mangelte praktisch nie an Milch. Nach der Milchtrennung ließen die Jungen ein wenig Wasser durch die Scheidemaschine laufen,

um sie etwas zu reinigen, damit beim nächsten Mal nicht die ganze Maschine gewaschen werden musste. Der Milchscheider wurde im Winter im Haus behalten und im Sommer auf der Westseite des Stalles aufgestellt. Er wurde später im Geräteschuppen neben dem Haus abgestellt.

Nach dem Frühstück war es Zeit, die Pferde zu schirren und sie für die Tagesarbeit fertig zu machen. Pflügen, pflanzen, kultivieren, mit einem Garbenbinder ernten oder was immer notwendig war. Es gab viele Tage, wo die Mädchen an die 20 oder mehr Kübe molken, damit die Jungen länger auf dem Feld bleiben konnten.

Weil es viele Jungen gab, brauchte die Familie keine weitere Hilfe, um die Dreschmaschine während der Erntezeit laufen zu lassen. Die Ernte konnte ein paar Monate dauern, bis man fertig war.

Auch das Fabren des Getreides zur Stadt und das Kaufen von Dingen, die für die Farm gebraucht wurden, waren eine große Aufgabe, so auch das Weizengetreide in Mott mahlen zu lassen. Im Herbst brachten sie die erste Weizenladung der Ernte, aus ungefähr 3500 Pfund Weizengetreide wurde Mehl, das in 100 Pfund Säcke abgefüllt wurde. Sie lagerten es in dem großen Kornspeicher auf Boblen, die mit Drähten zusammengehalten wurden, oder stellten es auf Milchkannen, so dass Mäuse und Ratten nicht in das Mehl konnten. Dieses Mehl reichte meist für ein ganzes Jahr. Mit der Zeit legte Rudy [einer der Söhne, H.F.] sogar elektrische Leitungen in den großen Kornspeicher, diese Leitungen sind heute noch da. Der große Kornspeicher hatte eine Treppe, die zum Dachboden hinauf führte; so war es leicht, alles dort hinaufzubringen. Tatsächlich findet man dort heute noch etwas Geschirr.

Das Pflanzen im Frühling und das Ernten forderten von jedem in der Familie lange, langweilige Stunden. Ich denke, dass jeder in der Familie in diesen Tagen eine Menge von Getreidebündeln aufschlagen und schleppen musste.

Mit der Zeit wurde die landwirtschaftliche Arbeit etwas leichter. In den 1920er Jahren kauften Heinrich und Emilia einen „1919er cross engine Case“, ein Traktor mit eisernen Schlepperrädern. Ungefähr 1926 kauften sie einen Garbenbinder. Später kauften sie einen 1928er Eintonner International Lastwagen. Die landwirtschaftlichen Geräte wurden immer besser. Mit der Zeit kauften sie einen Dreischarpflug, zwei Zebn-FM3 Furchenzieher, die jeder von vier Pferden gezogen wurden. 1928 kauften sie eine neue Case Dreschmaschine, aber dabei wurde immer noch eine Menge Arbeit abverlangt. Vor dem Kauf einer eigenen Dreschmaschine hatten sie diese gemietet. Ein Nachbar, Michael Fiedler, mit seiner Dreschmaschine, oder Johann Frieboes mit seiner Dreschmaschine halfen beim Ernten. 1930 kauften sie einen neuen 12-Fuß „pull type“ Binder.

Wenn etwas kaputt ging, reparierte man es. Reparaturarbeit am Ledergeschirr für sechzehn Arbeitspferde war immer erforderlich. Zusammen mit dem Geschirr für die anderen Pferde, die rund um den Hof gebraucht wurden. Es hieß, Heinrich sei ein Experte im Geschirrmachen gewesen. Falls man Stricke brauchte, so machte man sie. Manchmal mussten selbst Stahlmotoren gerichtet werden. Man reparierte sie eher, als neue Teile zu kaufen. Das erste Auto von Schaibles war ein Ford Modell T. Später kauften sie einen gebrauchten 1927er Chevy von einem Herrn Schumacher...

Fortsetzung in einer der nächsten Ausgaben des Mitteilungsblattes.

„Gnade. Womit habe ich das verdient.“

Andacht am 08.10.2018 in Pritzler/
Mecklenburg beim Treffen der
Beresina-Nachfahren

PASTOR RALF SCHLENKER

Liebe Schwestern und Brüder, seit Mai dieses Jahres arbeite ich als Männerpastor in der Nordkirche. Dabei begleitet mich als Jahresthema 2017 ein Wort angelehnt an 1. Kor. 15, 10: „Gnade. Womit habe ich das verdient.“ Dies soll auch die Überschrift für diese Andacht sein.

Wir danken dieser Tage in unseren Gottesdiensten und auf den Dorffesten für die Ernte. Ich war letzten Sonntag in der Schweriner Petrusgemeinde, in der ich bis Ende April diesen Jahres als Pastor gearbeitet habe. Der Altar war schön geschmückt mit Spenden aus der Gemeinde. Konserviertes Gemüse, verschiedene Marmeladen und auch ganz frisch geerntete Äpfel. Ein Mann brachte einen Korb mit Pilzen, die er eigens für diesen Anlass gesammelt hat. Während der Predigt schaute ich mir alles noch einmal in Ruhe an. Da fehlt doch etwas! Wo sind die Kartoffeln? Wir hatten jedes Jahr Kartoffeln dabei. Das hat mich doch sehr beschäftigt, zumal ich in diesem Jahr in meinem Garten eine überraschend gute Kartoffelernte eingebracht habe. Da hätte ich doch einen Korb voll mitbringen können.

Ich erinnerte mich an meine Großmutter. Als wir sie nach der Wende in der Nähe von Bremen besuchen konnten, saßen wir in der Küche. Nach dem Frühstück waren wir ins erzählen gekommen und nun war schon die Zeit heran, die Kartoffeln für

Aus dem Museum

Applikationen aus Kokons vom Seidenspinner auf Textilien

EVA HÖLLWARTH

Nur vier Exemplare dieser besonderen Handarbeitsart besitzen wir im Museum. Eine Kammtasche, ein kleiner Wandbehang, eine Kissenplatte und ein Sofakissen. Aber nur über das Sofakissen haben wir nähere Angaben über die Verarbeitung von der Spenderin. Renate Kersting brachte bereits im Jahr 1999 die Spende ihrer Mutter, Mathilde Richter, geb. Kalmbach aus Sofiewka/Kreis Kahul, ins Museum. Das Kissen in den Maßen 38 cm x 36 cm, wurde im Jahr 1928 von Frau Richter selbst aus eigener Seidenraupenzucht aus den Kokons des Seidenraupenspinners hergestellt. Hierzu wurden die Kokons aufgeschnitten, plan gebügelt, dann vorsichtig Blätter und Blumen kunstvoll ausgeschnitten und auf die Kissenhülle aufgenäht. Die Kammtasche befindet sich im Schrank im Museum und kann an der Innenseite der Türe bewundert werden. Nur noch ganz selten sollen diese kostbaren Gegenstände auf Ausstellungen gezeigt werden, denn sie sind sehr empfindlich und können leicht beschädigt werden. Handarbeiten in dieser Art habe ich bisher in noch keinem anderen Museum gesehen.




Eines von vier Ausstellungsstücken mit Kokonstickerei: Kammtasche

Dieses Kissen entstand im Jahr 1928

das Mittagessen zu schälen. Eine Hand voll pro Person - das war ihr Maß. Und beim Schälen erzählte sie: „Damals da mussten sie die Kartoffeln dicker schälen, weil sie die Schale eingepflanzt haben. Pflanzkartoffeln gab es nicht, aber aus den Schalen wuchs auch etwas. Und wer Kartoffeln hatte, konnte wenigstens seinen Bauch füllen.“

Aus dieser Zeit stammt ein Witz:

Ehemann: Was gibt es heute zu essen?

Ehefrau: Kartoffeln.

Ehemann: Und was dazu?

Ehefrau: Gabeln.

Humor hatte unsere Oma. Ich habe sie kaum klagen hören über die Zeit damals. Lag es daran, dass sie uns damit nicht belasten wollte? Wollte sie die schlimmen Dinge ruhen lassen? Oder wusste sie, dass es anderen noch viel viel schlimmer ergangen ist? Immerhin lebte die Familie - nach der „Heim ins Reich“-Aktion 1940, der Aufsiedlung im Osten, der Flucht vor den Russen 1945, dem Neubeginn in der Ostzone und der nochmaligen Flucht in den Westen. Es lebten alle und hatten auch bald immer etwas zu essen. Oder

hatte meine Oma gelernt zu danken für das was das Leben, bzw. Gott ihr schenkt? Sie hat es als eine große Gnade empfunden, bewahrt und ernährt worden zu sein. Im Pflegeheim sagte sie mit trockenem Humor aber aus tiefstem Glauben: „Der liebe Gott will mich noch nicht bei sich haben. Ich wache ja jeden Morgen wieder auf.“ Auf dem Sterbebett als sie das nahe Ende spürte, bat sie uns: „Betet für mich.“ Da wurde mir klar - es braucht nicht viel um glücklich zu sein.

Zu mir als Pastor kommen viele unglückliche Menschen. Sie sprechen mit mir über ihre Probleme. Manches wird klarer allein dadurch, dass es mal ausgesprochen wird. Schweres Leid wird durch Gebet und Gottes Zuspruch leichter. Doch wenn ich ehrlich bin, würde ich dem einen oder der anderen auch gern einmal sagen: „Weißt eigentlich, wie es anderen geht. Du bist doch mit deinem (Luxus-) Problem echt noch gut dran.“ Das mache ich natürlich nicht so direkt, aber manchmal entwickelt sich das Gespräch in diese Richtung. Der moderne Mensch denkt: Glück ist die Voraussetzung für den Dank.

Erwin Burgemeister feiert seinen 90. Geburtstag

Erwin Burgemeister wurde am 7. Februar 1928 in der Tochtergemeinde Eigenheim nahe der Kreisstadt Akkerman unweit des Dnjester-Liman gelegen, geboren. Er war mit seinem Heimatort Eigenheim sehr eng verbunden und ist bis heute ein großer Wissensträger bezogen auf seinen Geburtsort. Viele Jahre lang hat er den Heimatgemeindefachausschuss Eigenheim geleitet und sich sehr eingesetzt, dass jedes Jahr ein Heimattreffen stattfinden konnte. Viele gute und herzliche, tiefe und persönliche Freundschaften wurden bei diesen Heimatgemeindefachtreffen geschlossen.

Erwin Burgemeister wirkt traurig als er berichtet, dass er aus Altersgründen nicht mehr zu diesen Treffen einladen kann und sich keine Nachfolger für diese Aufgabe gefunden haben. Dadurch gibt es schon viele Jahre kein Heimatgemeindefachtreffen „Eigenheim“ mehr.

Persönlich hat Erwin Burgemeister sein Geburtsort aber nie losgelassen. Ihm war es wichtig alles Wichtige über „seine“ Gemeinde Eigenfeld zu dokumentieren und für die nachfolgenden Generationen zu erhalten. Bereits im Jahr 1995 gab Erwin Burgemeister den „Bildband Eigenheim in Bessarabien“ heraus, der die einzelnen Lebensbereiche dokumentiert und eine Vielzahl von Porträts und Familienfotos enthält. In den folgenden Jahren stellte er zwei voluminöse Alben (insgesamt ca. 350 Seiten) mit Fotos und Texten zusammen. Im Jahr 2009 schrieb er seinen Lebenslauf. Wir verdanken Erwin Burgemeister einen Gemarkungsplan und einen Ortsplan von Eigenheim, der die Namen der Bewohner 1940 enthält. Erwin Burgemeister ist ein eifriger Sammler aller Informationen über Eigenheim, wobei viele Artikel aus seiner Feder stammen. Durch seine Arbeit ist das Ortsarchiv Eigenheim gut gefüllt.

Im Jahre 2016 reiste er noch einmal nach Bessarabien. Er wollte dabei sein, wenn die Hilfstransporte des Bessarabiendeut-

schen Vereins in Tarutino eintreffen, und er wollte auch unser Vorstandsmitglied Simon Nowotni unterstützen, der von Dettingen an der Erms diese Hilfstransporte organisierte und die gesamte Logistik dafür übernahm. Es gab aber noch einen anderen Grund, der ihn antrieb, im hohen Alter nach Bessarabien zu reisen. Er wollte noch einmal in seinen Geburtsort Eigenheim. Da er perfekt russisch spricht, konnte er diese Reise vorbereiten und in direkten Kontakten mit verantwortlichen Personen aus seinem Heimatort alles für seinen Besuch vorbereiten. Da die evang. luth. Kirche, von seinen Vorfahren einst erbaut, nicht mehr steht, (nur noch Fundamentreste) sah er eine Möglichkeit, im Grundsteinfundament dieser Kirche, die bei der Grundsteinlegung eingelassene Kasette mit verschiedenen Dokumenten und einer Bibel zu bergen. Trotz Einsatz eines Baggers und intensiver Grabarbeit wurde die Kasette leider nicht gefunden. Erwin Burgemeister war ein wenig traurig, dass dieser Versuch der Bergung der Kasette scheiterte, er sagte jedoch: „ich musste es versuchen...“. Selbstverständlich war für ihn, dass er alle Kosten, die mit dem Versuch der Bergung zusammenhingen großzügig bezahlte.



Der Bessarabiendeutsche Verein gratuliert Erwin Burgemeister von ganzem Herzen zu seinem hohen, 90-jährigen Geburtstag, den er am 7. Februar 2018 feiern darf und er wünscht ihm für die Zukunft alles Gute, vor allem Gesundheit und über allem Gottes Segen und Geleit.

Günther Vossler

Psychologisch wird das aber nicht funktionieren, weil jedes Glück, jedes erreichte Ziel, immer wieder neue Begehrlichkeiten weckt. Schneller, höher, weiter ... Wenn wir neu lernen, wie unsere Vorfahren für all die kleinen Dinge des Alltags Dankbarkeit zu empfinden, würden wir automatisch glücklicher durchs Leben gehen. So gibt es den Tipp, dass wir uns abends vor dem Einschlafen zehn Dinge vergegenwärtigen, für die wir an diesem Tag dankbar sein können: Was es da alles gibt! Danke für den duftenden Kaffee am Morgen, die warme Dusche, das gute Gespräch, ein nettes Lächeln, gut gereist zu sein, einen lieben Menschen an seiner Seite zu wissen, gesund zu sein Der Dank macht glücklich. Und darin zeigt sich Gottes Gnade.

Es ist für mich eine Freude, die Kartoffeln im Frühjahr zu pflanzen und im Herbst mit meiner Hände Arbeit aus der Erde zu klauben. Ich kann daher auch wie meine Eltern nicht einfach Kartoffelreste wegwerfen. Sie wurden immer für später aufbewahrt oder den Tieren gegeben. Jede Kartoffel ist für mich eine Erinnerung an die Not unserer Ahnen. Deshalb schätze ich sie, achte ich sie als ein kleines Symbol für Gottes unendliche Gnade, die er unseren Vorfahren widerfahren ließ und genauso uns heute schenken möchte. Dafür bin ich dankbar und deswegen glücklich. Amen

Besuchen Sie unsere Homepage:
www.bessarabien.com



EMILIE VOGT

geb. Eckert, aus Sarata, feierte am 30.12.2017 im Kreis der Familie und vieler Freunde ihren 101. Geburtstag.

**Herzliche Glückwünsche,
alles Liebe und Gute, vor
allem Gesundheit!**



Thomas Vogt und
Siglinde Haller,
Hanspeter Katz mit
Felix und Jasmin

Löchgau,
im Dezember 2017

Du siehst den Garten nicht mehr grünen,
in dem du einst so froh geschaffst,
siehst deine Blumen nicht mehr blühen,
weil dir der Tod nahm alle Kraft.
Schlaf nun in Frieden, ruhe sanft
und hab für alles vielen Dank.

Ein Leben voll Liebe und Fürsorge
für die Familie ist zu Ende gegangen.



In Liebe und Dankbarkeit
nehmen wir Abschied von

Woldemar Hartmann

* 25.1.1929 (in Dennewitz Kreis
Akkermann)

† 15.12.2017

In lieber Erinnerung
**Margarete Ullmann
mit Sascha und Janina
und alle Angehörigen**

*Und immer sind irgendwo Spuren deines Lebens. Gedanken,
Bilder, Augenblicke und Gefühle, die nicht verblasen.*

In tiefer Trauer und inniger Dankbarkeit
nehmen wir Abschied von meiner herzenguten Ehefrau,
unserer geliebten Mutter und Schwiegermutter,
fürsorglichen und lieben Oma, Schwester und Tante

Irmgard Lindemann

geb. Weißhaar
* 11.5.1935 † 27.12.2017

die kurz nach Weihnachten so unerwartet verstorben ist.

Wir werden sie in unserer Mitte sehr vermissen.

**Oskar Lindemann
Dr. Wibke und Tobias Lindemann
mit Ava und Aris
Christoph Rösner
mit Lea und Daniel
und alle Angehörigen**

32545 Bad Oeynhausen, Westkorso 18a

*Meine Kräfte sind zu Ende,
nimm mich Herr in Deine Hände.*

Im 95. Lebensjahr verstarb unsere liebe Mutter,
Schwiegermutter, Oma und Uroma



Emma Resch

geb. Scheid
* 16. Juli 1923 † 09. Januar 2018

In Liebe und Dankbarkeit:

**Siegfried und Karin
Anke und Günther
Brigitte und Harry
Peter
Marita und Dieter
Enkel, Urenkel
und alle Angehörigen**

Die Trauerfeier fand am Mittwoch, den 24. Januar 2018
in der Paulus Kirche zu Gnarrenburg statt.
Anschließend erfolgte die Urnenbeisetzung auf dem
Friedhof Karlshöfen.

Bestattungen Jessica Franzke, Hindenburgstraße 30, 27442 Gnarrenburg

IMPRESSUM

Herausgeber: Bessarabiendeutscher Verein e.V., Florianstraße 17,
70188 Stuttgart, Bundesvorsitzender: Günther Vossler, Tel. (07 11) 44 00 77-0,
Fax (0711) 44 00 77-20

Redaktion im zweimonatlichen Wechsel:
Brigitte Bornemann, Telefon 089/ 5432 0685
Norbert Heuer, Telefon 04254/ 801 551

Anschrift für Beiträge per E-Mail: redaktion@bessarabien.de
Per Post an Hauptgeschäftsstelle des Bessarabiendeutschen Vereins e.V.,
Florianstraße 17, 70188 Stuttgart. **Für kirchliches Leben:** Redaktion zur Zeit
vakant-Beiträge an: verein@bessarabien.de

Anschrift für Vertrieb: Hauptgeschäftsstelle Stuttgart, Florianstraße 17,
70188 Stuttgart, Telefon (07 11) 44 00 77-0, Fax (0711) 44 00 77-20,
E-Mail: verein@bessarabien.de; Internet: www.bessarabien.com
Kündigung 4 Wochen zum 31. Dezember des laufenden Jahres
möglich. Preisliste für Anzeigen (auch Familienanzeigen) ist in der Haupt-
geschäftsstelle Stuttgart zu erhalten. Die Redaktion behält sich Kürzungen und
Zusammenfassungen vor. Mit Namen gekennzeichnete Artikel stellen die
Meinung des Verfassers, nicht die der Redaktion und des Herausgebers dar.
Druck und Versand: Steppat Druck GmbH, Senefelderstr. 11, 30880 Laatzen
Das Mitteilungsblatt soll jeweils am ersten Donnerstag eines Monats erscheinen.
Das Jahresabonnement der Zeitung beträgt 42,- EUR,
Mitgliedsbeitrag (Jahr) 15,- EUR, beides zusammen
50,- EUR.

Mehrpreis für Auslandsversand: Luftpost 11,- EUR

Bankverbindung: BW-Bank Stuttgart,
IBAN: DE 76 6005 0101 0001 2870 42,
BIC: SOLADEST600

STUTTGART 

Gefördert vom Kulturamt der Stadt Stuttgart

Online-Redaktion

Administrator Heinz Fieß
homepage@bessarabien.de